

Psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich + Herausgegeben von A. J. Storfer

Ernest Jones:

Das Problem Paul Morphy

Oskar Pfister:

Ein Hamlet am Schachbrett

Fritz Wittels:

Zur Urgeschichte der Libido

Felix Schottlaender:

Bergson und die Psychoanalyse

und andere Beiträge

Preis des Heftes Mark 2.-

„Psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Alle redaktionellen Sendungen

(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

und alle geschäftlichen Sendungen

(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch
Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags“:

Leipzig 95.112	Paris C 1100.95	Zagreb 40.900
Wien 71.633	s'Gravenhage 142.248	Warszawa 191.256
Prag 79.385	Stockholm 44.49	Riga 36.93
Zürich VIII, 11.479	Budapest 51.204	Kjöbenhavn 24.932

Preis des Einzelheftes Mark 2.—

Abonnement 1931 (6 Hefte) Mark 10.—

Einbanddecken in Halbleder

zu den abgeschlossenen Jahrgängen (I. Jahrgang 1929 und II. Jahrgang 1930) können zum
Preise von je M. 3'20 bezogen werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

Psychoanalytische Bewegung

III. Jahrgang

Mai/Juni 1931

Heft 3

Das Problem Paul Morphy

Ein Beitrag zur Psychoanalyse des Schachspiels¹

Von

Ernest Jones

Paul Morphy wurde am 22. Juni 1837 zu New Orleans in den Vereinigten Staaten geboren. Er hatte zwei Schwestern, die eine $6\frac{1}{2}$ Jahre älter, die andere $2\frac{1}{4}$ Jahre jünger als er, und einen Bruder, der $2\frac{1}{2}$ Jahre älter war.² Der Vater war spanischer Staatsangehöriger, aber irischer Abstammung; die Mutter stammte aus einer französischen Familie.

Als Paul 10 Jahre alt war, unterwies ihn der Vater, selber kein schlechter Spieler, im Schach. Nach ein-zwei Jahren spielte er besser als sein älterer Bruder Edward, als sein Vater, als der Vater seiner Mutter und als sein Onkel väterlicherseits, der damals „Schachkönig“ in New Orleans war. Eine Partie ist uns erhalten, die er an seinem 12. Geburtstag — und zwar blind — siegreich gegen seinen Onkel gespielt haben soll. Zur selben Zeit spielte er gegen zwei Meister von internationalem Ruf, die zufällig nach New Orleans kamen. Mit einem von ihnen, dem berühmten französischen Spieler Rousseau, spielte er etwa 50 Partien, von denen er neun Zehntel gewann. Der andere war der ungarische Meister Löwenthal, der zu dem halben Dutzend der

1) Vortrag in der British Psycho-Analytical Society am 19. Nov. 1930. — Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Felix Schottlaender.

2) Da die Geburtsdaten der Geschwister in keiner Biographie erwähnt werden, so ist es vielleicht gut, sie hier anzugeben: Mahrina 5. Febr. 1830; Edward 26. Dez. 1834; Paul 22. Juni 1837; Helena 21. Okt. 1839.



größten Schachspieler jener Zeit gehörte. Von den beiden Spielen mit ihm gewann der kleine Paul eines, das andere blieb unentschieden. Nach dieser Frühperiode spielte Paul während der folgenden 8 Jahre nur wenig ernstes Schach, sondern widmete sich seinem Schulstudium. Sein Vater erlaubte ihm gelegentlich an Sonntagen zu spielen; aber mit Ausnahme des Richters Meek, des Präsidenten des Amerikanischen Schachkongresses, dem er mit 17 Jahren alle 6 gespielten Partien abgewann, traf er nur auf wesentlich schwächere Gegner. Sein Onkel hatte mittlerweile New Orleans verlassen, Rousseau war anderweitig in Anspruch genommen und Pauls Bruder, Vater und Großvater hatten das Schach aufgegeben, noch bevor er 20 Jahre alt war. So mag es richtig sein, daß er in jenen Jahren keinen einzigen Gegner traf, dem er nicht einen Turm vorgeben konnte, folglich auch niemand, von dem er hätte etwas lernen können. 1851 hatte das erste internationale Schachturnier stattgefunden, aus welchem Anderssen als Sieger hervorgegangen war. 1857, gerade als Morphy 20 Jahre alt war, wurde ein solches Turnier in New York veranstaltet; auf diesem Turnier gewann er mühelos den ersten Platz, denn er verlor unter 17 Spielen nur eines. Während seines Aufenthaltes in New York spielte er dort ungefähr 100 Partien mit den besten Spielern und verlor nur fünf. Unter Verhältnissen, die wir gleich näher betrachten werden, reiste er im folgenden Jahre nach London und Paris, und seine beispiellosen Erfolge dort hören sich an wie ein Märchen. Nicht nur, daß er jeden Schachmeister besiegte, den er dazu brachte, mit ihm zu spielen — darunter auch Anderssen selbst — er veranstaltete außerdem eine Anzahl verblüffender öffentlicher Spiele von blinden Partien gleichzeitig gegen acht ausgewählte Spieler, von denen er die überwiegende Mehrzahl gewann. Gegen Ende seines Pariser Aufenthaltes besiegte er den ganzen Versailler Schachklub in einer Konsultationspartie; er selbst spielte blind. Bei seiner Rückkehr nach New Orleans erließ er eine Herausforderung, er sei bereit, gegen jedermann in der Welt mit Vorgabe zu spielen. Als er auf diese Herausforderung keine Antwort erhielt, erklärte er seine Schachlaufbahn — die kaum 18 Monate, davon nur 6 Monate öffentlich, gedauert hatte — als ein für allemal beendigt.

Von der Eigenart des Morphyschen Spiels werden wir später einiges berichten. Zunächst mag die Angabe genügen, daß viele der kompetentesten Beurteiler ihn für den größten Schachspieler aller Zeiten erklären. Nach seinem erstaunlich frühzeitigen Rücktritt als Schachspieler nahm er die Anwaltsarbeit, den Beruf seines Vaters auf, doch war er trotz eindringender Kenntnisse wenig erfolgreich in der Praxis. Er glitt immer mehr in einen Zustand von Vereinsamung und Introversion hinein, der schließlich in unverkennbarer

Paranoia endete. Im Alter von 47 Jahren starb er plötzlich an einer „Gehirnkongestion“; vermutlich an einem Schlaganfall wie sein Vater vor ihm.

Es erhebt sich die Frage, ob und in welchem Zusammenhang seine tragische Neurose mit der außerordentlichen Begabung steht, einer Begabung, um derentwillen sein Name für alle Zeiten in der Schachwelt erhalten bleiben wird. Die populäre Meinung geht dahin, daß die übermäßige Anstrengung seines Geistes sein Gehirn angegriffen hat; seine Biographen aber, die natürlich Schachenthusiasten und auf den guten Ruf ihrer Kunst eifersüchtig bedacht waren, versichern mit Überzeugung, daß jene Vermutung keineswegs zutrifft. Mit unseren heutigen psychologischen Erfahrungen können wir aber unmöglich glauben, daß nicht ein intimer Zusammenhang zwischen der Neurose — die notwendigerweise den Kern der Persönlichkeit erfaßte — und den glänzenden Sublimierungserfolgen besteht, die Morphys Namen unsterblich gemacht haben. Bei der Betrachtung dieses Problems wollen wir von einigen Überlegungen über die Natur dieser Sublimierung ausgehen.

Die bescheidenste Kenntnis des Schachspiels zeigt, daß es ein spielerischer Ersatz für die Kriegskunst ist, und so war es in der Tat eine bevorzugte Erholung für die größten militärischen Führer aller Zeiten, von Wilhelm dem Eroberer bis Napoleon. Im Ringen zwischen den beiden gegnerischen Armeen entwickeln sich die gleichen Grundsätze der Strategie und Taktik wie im wirklichen Krieg; die gleiche Voraussicht und Berechnungskunst, das gleiche Ahnungsvermögen für die Pläne des Gegners sind notwendig, und die Strenge, mit der den getroffenen Entscheidungen die Auswirkungen auf dem Fuße folgen, ist womöglich noch erbarmungsloser. Mehr noch als dies: Offenbar ist das unbewußte Motiv der Spieler nicht nur die Kampflust, wie sie alle solche Spiele kennzeichnet, sondern der noch ingrimmigere Wunsch nach dem Vaternord. Zwar ist das ursprüngliche Ziel des Schachs — die Wegnahme des Königs — aufgegeben worden, aber die eigentlichen Motive sind, wenn auch nicht mehr so unverhohlen, unverändert geblieben; das Spiel zielt darauf ab, den König zur Unbeweglichkeit zu zwingen. Die Geschichte und Namengebung des Spiels sind als Zeugnis dafür von Interesse. Die Forscher scheinen sich darüber einig zu sein, daß das Spiel in Indien seine Heimat hat, daß es von dort nach Persien vordrang, von wo es die arabischen Eroberer vor rund tausend Jahren nach Europa brachten. Sein erster Name, von denen alle andern sich herleiten, war die Sanskritbezeichnung *tschaturanga*, was wörtlich „vier Glieder“ bedeutet. Dieses Wort ist gleichlautend mit dem indischen Wort für „Heer“, wahrscheinlich deshalb, weil sich das indische Heer aus den vier Gliedern: Elefanten, Wagen, Pferden und Fußvolk zusammensetzte. Die alten Perser verkürzten den Namen

aus *tschaturanga* in *tschatrang*; ihre arabischen Nachfolger, die in ihrer Sprache weder den Anlaut, noch den Endlaut dieses Wortes besaßen, wandelten das Wort in *schatranj*. Als das Wort im jüngeren Persisch wieder auftauchte, muß inzwischen das Unbewußte am Werk gewesen sein, denn es hieß jetzt verkürzt *schah*, eine Angleichung an das persische *Schah* = König. Jetzt bedeutete Schach das königliche Spiel oder das Spiel der Könige. *schah* — *mat*, das englische „*checkmate*“, das deutsche „*Schachmatt*“, das französische „*échec et mat*“ bedeutet wörtlich „*der König ist tot!*“ Jedenfalls erklären das so die arabischen Schriftsteller, und die meisten europäischen Autoren sind ihnen darin gefolgt. Moderne Orientalisten sind allerdings der Meinung, daß das Wort *mat* nicht arabischen sondern persischen Ursprungs ist, und daß *schah* — *mat* bedeutet: „Der König ist unbeweglich, hilflos und besiegt.“ Aber vom Standpunkt des Königs ist dieser Unterschied sehr gering.

Im Mittelalter setzte sich eine interessante Neuerung in den Spielregeln durch, die nebenbei Erwähnung verdient. Neben dem König steht jetzt eine andere Figur, die ursprünglich sein Ratgeber war, persisch *fürz* (türkisch *Wesir*). Da dessen Hauptaufgabe nicht im Kampf, sondern in Beratung und Verteidigung bestand, so war diese Figur damals die schwächste auf dem ganzen Brett: sie konnte nur ein Feld in der Diagonale ziehen. Im Mittelalter änderte diese Figur allmählich ihr Geschlecht, machte also die gleiche Entwicklung durch wie der „Heilige Geist“ und wurde bekannt unter dem Namen Regina, Dame, Königin usw. Warum das geschah, ist nicht bekannt. Freret, ein französischer Schachschriftsteller des 18. Jahrhunderts, vermutet, daß eine Verwechslung zwischen dem französischen „*fierge*“ = Wesir und „*vierge*“ = Jungfrau stattgefunden habe. Allgemeiner ist die Annahme, daß, da dies die einzige Figur war, gegen die ein Bauer ausgetauscht werden durfte, der das achte Feld erreicht hatte, und da dieser Bauer „*pion damé*“ genannt wurde, dieser Umstand der Figur den gleichen Namen eintrug, wie dem französischen Damenspiel = „*dames*“. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts folgte dieser Geschlechtswandlung eine große Machtsteigerung, so daß diese Figur jetzt stärker ist als zwei beliebige andere zusammen. Was immer diesen philosophischen Spekulationen zu Grunde liegen mag, der Psychoanalytiker wird nicht von dem Erfolg der Wandlung überrascht sein: Er besteht darin, daß beim Angriff auf den Vater die Mutter (= Königin) die mächtigste Hilfe leistet.

Es ist vielleicht von Interesse, daß die mathematische Eigenart des Spieles ihm einen ausgesprochen analasdistischen Zug verleiht. Die außerordentliche Klarheit und Strenge des richtigen Zuges¹, besonders in den Problemen, verbindet

1) Schach kann mit Recht die Kunst des Intellekts genannt werden.

sich mit dem unerbittlichen Druck im Verlauf der Partie und schließlich mit dem erbarmungslosen Schlußspiel. Dem Gefühl überwältigender Meisterschaft auf der einen Seite entspricht unentrinnbare Hilflosigkeit auf der anderen. Dieser analadistische Zug ist ohne Zweifel die Ursache, daß das Spiel so glänzend dazu geeignet ist, sowohl die homosexuelle als die feindliche Seite des Sohn-Vaterverhältnisses zu befriedigen. Unter diesen Umständen braucht es nicht Wunder zu nehmen, daß ein ernstes Turnier beträchtliche Anforderungen an die psychische Integrität stellt und jede charakterliche Fehlentwicklung leicht an den Tag bringt. Alle Spiele werden gelegentlich durch unsportsmännisches Verhalten geschädigt, d. h. durch eine Regression von der Sublimierung zu ihren asozialen Quellen, aber beim Schach ist diese Gefahr besonders groß und erhöht durch außergewöhnlich strenge Anforderungen an korrektes Verhalten.

Es ist interessant, diese psychologischen Überlegungen einigen historischen Tatsachen gegenüberzustellen, u. zw. über die Aufnahme, die das Spiel im Lauf seiner Geschichte bei den religiösen Autoritäten gefunden hat. Van der Linde und Murray, die beiden besten Kenner der Geschichte des Schachs, stehen der altindischen Tradition freundlich gegenüber, daß das Schach von den Buddhisten erfunden worden ist. Jedenfalls wird das Spiel in Verbindung mit einer buddhistischen Festung zum ersten Mal erwähnt. Nach buddhistischer Vorstellung ist der Krieg und das Erschlagen eines Mitmenschen, gleichgültig aus welchen Motiven, ein schweres Verbrechen, und die Strafe des Kriegers im Jenseits ist daher strenger als die für einen einfachen Mörder; daher, so berichtet die Legende, erfand man das Schach als Ersatz für den Krieg. Damit wären sie William James' Idee zuvor gekommen, der die Schaffung von kriegsartigen Surrogaten vorschlug, übrigens ganz in Übereinstimmung mit der psychoanalytischen Lehre von den Triebverschiebungen. In ähnlichem Sinne berichtet St. J. G. Scott von einer birmanischen Erzählung, nach welcher eine Talakönigin, die ihren König sehr liebte, das Schachspiel erfand in der Hoffnung, ihn durch diese Ablenkung vom Kriege fernzuhalten. Jedoch die ganze Geschichte des Schachspiels ist von Ambivalenz durchsetzt. So gibt es eine Überlieferung, nach welcher das Schachspiel von einem chinesischen Mandarin Han-sing erfunden wurde, der damit seinen im Winterquartier liegenden Soldaten die Zeit zu vertreiben gedachte. Eine aus Ceylon stammende Legende berichtet, daß das Spiel von Ravan, dem Weibe des Königs von Lanka, erfunden wurde, um diesem Herrscher während der Belagerung seiner Hauptstadt Zerstreuung zu verschaffen. Andererseits erließ um das Jahr 1000 ein puritanischer Herrscher von Ägypten, der unter dem Namen Mansar in der Geschichte bekannt ist,

eine Verfügung, die das Schachspiel verbot. Im Mittelalter verbreitete sich das Schach in weiten Kreisen; die Haltung der Kirche gegen das Spiel scheint meist feindlich gewesen zu sein. So verkündeten z. B. die Satzungen der Kirche von Elna, daß jeder Geistliche, der sich dem Schach hingibt, automatisch mit dem Bann belegt wird. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts verbot der Bischof von Paris der Geistlichkeit, auch nur ein Schachbrett im Hause zu halten; 1212 verdamnte das Konzil von Paris das Spiel aufs strengste, und etwa 40 Jahre später legte der Heilige Ludwig, der fromme französische König, jedermann eine Buße ob, der Schach spielte. Johannes Hus warf sich im Gefängnis vor, daß er Schach gespielt habe und dabei Gefahr gelaufen sei, heftige Leidenschaften in sich großzuziehen.

Indem ich nun zum Problem Paul Morphy zurückkehre, möchte ich zunächst einige seiner persönlichen Eigenschaften und einige bezeichnende Züge seines Spieles nennen. Er war klein von Wuchs, nur 1'62 cm groß, hatte abnormal kleine Hände und Füße, eine schlanke, zarte Gestalt und ein „Gesicht wie ein Backfisch“ (nach F. M. Edge). Falkbeer, der ihn kannte, bemerkt, daß er jünger aussah, als er war und fügt hinzu: „Man würde ihn bestimmt eher für einen Schuljungen in den Ferien, als für einen Schachmeister gehalten haben, der den Atlantischen Ozean überquert hatte mit dem festen Vorsatz, die berühmtesten Spieler der damaligen Welt nacheinander zu besiegen. Sein Benehmen war überaus liebenswürdig, sein Lächeln gewinnend. In seinem Auftreten war er äußerst bescheiden. Nur zweimal forderte er unmittelbar jemand zum Spiel heraus und wählte, in einer seltsam unvorsichtigen Eingebung, in diesen beiden Ausnahmefällen gerade jene zwei Männer, Staunton und Harrwitz, die später einen so verhängnisvollen Einfluß auf sein Schicksal gewannen. Mit der größten Ritterlichkeit und Würde benahm er sich auch in jenem unerfreulichen Streit, von dem gleich berichtet werden soll. Während des Spiels war er sehr still und hielt die Augen fest auf das Brett gerichtet; seine Gegner mußten erfahren, daß jedesmal, wenn er — übrigens ohne irgend welches Frohlocken — vom Spiel aufschaute, dieser Blick bedeutete, daß er das unvermeidliche Ende voraussah. Seine Geduld schien unerschöpflich. Edge, sein erster Biograph, erinnert sich beobachtet zu haben, wie der berühmte Paulsen eine Stunde oder zwei über jedem einzelnen Zug saß, während Morphy stumm und ohne die geringsten Zeichen von Unbehagen auf das Spiel schaute. Müdigkeit schien er nicht zu kennen. Das beweist eine kleine Geschichte, die zudem noch zwei weitere Eigenschaften Morphys beleuchtet: sein erstaunliches Gedächtnis, das sich übrigens auch auf Musik bezog, und die Kraft der plastischen Vorstellung, die den Schachspieler mit dem Musiker und dem Mathematiker verbindet. Edge,

damals sein Sekretär, erzählt von einer Serie öffentlicher Spiele, die Morphy mit 21 Jahren in Paris im Café de la Régence abhielt, dem damaligen Mekka der Schachspieler aller Welt. Er spielte blind acht Partien gleichzeitig gegen sehr starke Partner, die von einem Haufen von Schachkennern bei jedem Zug beraten wurden. Es dauerte 7 Stunden, bis der erste Gegner bezwungen war, der ganze Kampf währte ohne Unterbrechung 10 Stunden, und während dieser ganzen Zeit nahm Morphy keinen Bissen, nicht einmal einen Schluck Wasser zu sich. Nach Schluß des Spiels entstand ein ungeheurer Tumult, und Morphy hatte die größte Mühe, sich den Ovationen in den Straßen zu entziehen und in sein Hotel zu flüchten. Er schlief gut, rief aber morgens um sieben seinen Sekretär und diktierte ihm jeden einzelnen Zug aller am Vortag gespielten Partien, wobei er überdies noch die möglichen Folgen von hunderten anderer Varianten mit ihm besprach. Nur ein ungewöhnlich leicht arbeitender Verstand, wird man zugeben, konnte eine derartige Leistung erreichen. Dabei war diese Begebenheit durchaus nicht etwa ein einzelstehendes Ereignis, das aus besonderer Erregung zu erklären wäre. Es gibt wenige anstrengendere Beschäftigungen als ernstes Schach, und die Zahl derer, die ohne Ermüdung zu spüren, drei oder vier Stunden hintereinander zu spielen vermögen, ist klein genug. Morphy jedoch spielte ununterbrochen viele Tage hintereinander von neun Uhr morgens bis Mitternacht, ohne daß sein Spiel im geringsten schwächer wurde und ohne daß er irgend welche Zeichen von Müdigkeit verriet. In psychoanalytischer Sprache bedeutet das einen sehr hohen Grad von Sublimierung, denn eine psychologische Situation, die unter dem Zeichen derart souveräner Freiheit steht, setzt voraus, daß sie von keinerlei Gefahren durch unbewußte Konflikte oder Schuldgefühle bedroht ist.

Es ist nicht leicht, Morphys Eigenschaften als Schachspieler anders als in allgemeinen Wendungen zu beschreiben, ohne eine genaue Kenntnis der Schachtechnik bei den Lesern vorauszusetzen. Ich hoffe, daß diese Verallgemeinerungen einigermaßen zuverlässig und nachprüfbar sind; denn wir besitzen reiche Unterlagen dafür, sind uns doch rund vierhundert von Morphys Partien erhalten, außerdem eine ausgedehnte Literatur aus der Feder späterer Schachkenner, die zu den einzelnen Zügen kritische Kommentare gegeben haben.

Es gibt verschiedene Schachstile, die teils auf dem Temperament des Spielers beruhen und sich zum andern Teil nach den Bedingungen richten, unter denen er spielen muß. Allgemein gesprochen hängt es davon ab, ob einer mehr Wert auf Gewinnen oder auf Nichtverlieren legt. Bei Turnieren, wo Niederlagen sehr ernst gewertet werden, kann es z. B. vorteilhafter sein, einige wenige Siege und eine Reihe unentschiedener Spiele zu erreichen, als

mehr Siege, aber auch mehr Niederlagen aufzuweisen. Den beiden Extremen entspricht ein wuchtiger, aber waghalsiger Angriff auf der einen Seite — eine langwierige Verteidigungsbarrikade auf der andern. Natürlich verbindet der ideale Spieler die besten Eigenschaften beider Methoden. Eine Zeitlang befestigt er seine Stellung, weniger jedoch aus Erwägungen der Defensive, als um seine Figuren in die wirksamste Stellung für den eigenen Angriff zu bringen. Ein Spieler mag in jeder dieser Methoden hervorragen; aber es ist auch möglich, daß er seine Position nur zu Zwecken der Defensive befestigt, so daß diese feste Stellung die Möglichkeit eines Angriffs dann nur einem Glücksfall zu verdanken hat. Wenn wir von dem neuen „hypermodernen“ Spiel absehen, so gibt es im Schach zwei gut bekannte Methoden, die des Kombinations- und die des Positionsspiels, welche Methoden angeblich auch dem romantischen und dem klassischen Stil entsprechen sollen. In der uns interessierenden Periode um die Mitte des vorigen Jahrhunderts existierte nur die erstere; die letztere ist recht eigentlich das Erzeugnis der letzten fünfzig Jahre. Der wesentlichste Unterschied der beiden Methoden, wenigstens in ihrer extremen Ausprägung, ist analog demjenigen zwischen einem geschickt geführten Angriff in der Schlacht und einem hartnäckigen Stellungskrieg. Das Ziel der Kombinationsmethode besteht darin, eine geschickte Gruppe von Figuren zu vereinigen, um mit ihnen einen gemeinsamen Angriff auf den König vorzunehmen, während das Positionsspiel, das vorsichtiger und im Endeffekt sicherere, darauf ausgeht, allmählich eine überlegene Stellung auszubauen und aus den geringsten Schwächen des Gegners jedmöglichen Nutzen zu ziehen.

Nun besaß Morphy alle für einen Meister des Kombinationsspiels erforderlichen Gaben im höchsten Grade, Voraussicht, Berechnung und das Ahnungsvermögen für die Pläne des Gegners. Einige seiner Spiele sind meisterhaft in dieser Beziehung und haben kaum ihresgleichen, wie überhaupt die allgemeine Ansicht über seinen Stil unter den Schachspielern dahin ging, daß er ein wuchtiger und siegreicher Angreifer sei. Man würde daher mit Sicherheit haben erwarten können, daß ein Mann mit solchen Gaben und so glänzender Entwicklung in so frühem Alter seine Erfolge einem ungewöhnlichen Genie in der Intuition und Waghalsigkeit verdankte, beides Eigenschaften, die beim Jugendlichen am ehesten zu vermuten sind. Aber das Interessante ist, und gerade das wirft ein bedeutsames Licht auf Morphys Psychologie, daß er tatsächlich diesen Stil überwand und als erster Pionier des Positionsspiels genannt werden muß, obgleich erst später Steinitz die Grundsätze dieser Methode entwickelte. Es war ein glückliches Zusammenreffen, daß der einzige Spieler in der Geschichte, dessen Genie im Kombi-

nationsspiel dem Morphys gleichkam, nicht nur gerade zu jener Zeit auf der Höhe seines Ruhmes stand, sondern auch wirklich mit Morphy in die Schranken trat — Anderssen, bis zu jenem Augenblick der erste Spieler und virtueller Weltmeister, obgleich dieser Titel formell erst etwa zehn Jahre später aufkam. Murray berichtet von den beiden Männern: „Sie waren beide Spieler von selten hervorragender Phantasie, und ihr Spiel ist im Hinblick auf Glanz des Stils, Schönheit des Aufbaus und Tiefe des Entwurfs nie wieder erreicht worden. Bei Morphy entsprangen diese Eigenschaften der reinen natürlichen Begabung; bei Anderssen waren sie das Ergebnis anhaltenden Studiums und langer Übung.“ Réti hat in seinem Buch „Modernes Schach“ sehr instruktiv geschildert, daß Morphys berühmter Sieg über Anderssen nicht etwa größerer Brillanz im oben erwähnten Sinn, sondern dem Umstand zu verdanken war, daß er den Akzent des Spieles auf das reifere Positionsspiel verlegte. Es muß eine denkwürdige Szene gewesen sein, wie der schwächere Junge den riesigen, stämmigen Deutschen von vierzig Jahren überwältigte, nicht in der traditionellen Art des jungen Helden, der den Riesen durch größere Kühnheit bezwingt — denn in dieser Hinsicht waren sie einander durchaus ebenbürtig und beide unerreichbar — sondern durch die größere Reife und Tiefe der Erkenntnis. Für unsere Zwecke liegt das Interesse dieser Tatsache darin, daß in Morphys Seele das Schach eine vollkommen ernste, erwachsene Betätigung bedeutet haben muß, ein Erfolg im Schach also auch weit mehr das ernste Ziel eines Mannes als den revolutionären Ehrgeiz eines Jünglings. Ich werde später ausführen, daß eine Erschütterung dieser seiner Auffassung eine der Ursachen wurde, die zu seinem geistigen Absturz führten.

Morphy beherrschte das Spiel nach jeder Richtung derart souverän, war auch so frei von Manieriertheit und persönlichen Stileigenheiten, daß es schwer fällt, besondere Züge seines Spiels zu beschreiben. Das Schachspiel ist ja wie alle anderen Spiele voll von unbewußter Symbolik. Man könnte z. B. auf sein besonderes Geschick hinweisen, mit welchem er den König von hinten angriff, oder mit dem er König und Dame des Gegners zu trennen wußte; dieser Zug zeigt sich übrigens in den ersten von allen auf uns gekommenen Spielen Morphys, das er gegen den eigenen Vater spielte. Aber solche Einzelheiten kommen für uns nicht in Frage, denn die Überlegenheit im Schach beruht auf einer außergewöhnlichen Verbindung hervorragender Eigenschaften und nicht auf dem Geschick in einzelnen Kunstgriffen und Methoden. Eine sorgfältige Betrachtung des Morphyschen Spiels in seiner Gesamtheit berechtigt, glaube ich, zu dem unzweifelhaften Schluß, daß der entscheidende Zug darin sein unerhört festes Selbstvertrauen war. Er

war überzeugt davon, als wäre das einfach ein Naturgesetz, daß er gewinnen mußte, und auf diese Überzeugung gründete er seine Methoden. Als Amerikaner, die ihn hatten spielen sehen, prophezeiten, er würde allen europäischen Meistern wie Raphael „das Blut in die Stirne treiben“ (Browning), spotteten die europäischen Schachspieler über diese Voraussage, es sei eine echt amerikanische Prahlerie; die einzige Frage, die sie erwogen, war, ob es für einen ihrer Meister überhaupt der Mühe wert sei, gegen einen so jungen Burschen zu spielen. Für jeden, der weiß, wieviel Jahre anstrengender Arbeit und reicher Erfahrung nötig sind, um auch nur eine gewisse Fertigkeit im Schach zu erreichen, konnte nichts unwahrscheinlicher sein, als daß ein Anfänger auf diesem steinigen Pfad wie Paul Morphy die Erfolge erreichen würde, die er dann nach Eintreffen in Europa wirklich erntete. Bevor er seine Vaterstadt verließ, sagte er mit vollster Gewißheit seine späteren Siege voraus. Ein derartiger Glaube mußte vernünftigerweise als Größenwahn bezeichnet werden, wäre er nur nicht hinterher durch die Tatsachen gerechtfertigt worden. Bei seiner Heimkehr war er weit davon entfernt, geschwellt von Stolz aufzutreten; im Gegenteil fand er, daß er nicht so gut gespielt habe wie er gekonnt hätte. In gewissem Sinn war das auch richtig; denn er spielte einigemal in einem Zustand von Indisposition und machte infolgedessen einzelne schwache Züge, die unter seinem sonstigen Niveau lagen und ihm ein paar Partien kosteten. — So braucht es nicht Wunder zu nehmen, daß bei solchem Selbstvertrauen sein Spiel derart kühn, ja waghalsig war, daß es auf den ersten Blick verwegen, ja vielleicht sogar tollkühn erscheint, bis man dann die Sicherheit der Berechnung dahinter erkennt. Natürlich kam seine Unerschrockenheit besonders zum Ausdruck, wenn er es mit relativ schwächeren Spielern zu tun hatte. Da konnte er mit scheinbarer Waghalsigkeit vorgehen, konnte seine Figuren eine nach der andern verschleudern, bis dann mit einem einzigen unerwarteten Zug seine geringen restlichen Streitkräfte dem Gegner den Gnadenstoß gaben. Bei einer solchen Gelegenheit gelang ihm das ungewöhnliche Kunststück, den Gegner einfach durch eine Rochade matt zu setzen. Seine Kühnheit und das Gefühl für die große Wichtigkeit der eigenen Position beim Schachspiel beweisen zwei andere charakteristische Züge, die besonders bezeichnend für ihn sind: welchen Wert er darauf legte, die Figuren früh und stetig zu entwickeln, und seine Bereitschaft, zugunsten einer besseren Position Opfer zu bringen. Schon als Kind war er, wie auch eine vielleicht apokryphe Geschichte erzählt, so eifrig darauf bedacht, seine Figuren vorwärts zu bringen, daß er die Bauern nur als eine Last ansah, die man so bald wie möglich los sein müsse. Welcher Gegensatz zu dem großen Philidor, der einmal gesagt hat, daß die Bauern

die eigentliche Seele des Schachs sind! Jedenfalls ist es sehr passend, daß der Name „Morphy-Eröffnung“ sich an die folgende Methode geknüpft hat. Das sogenannte „Muzio-Gambit“ besteht in einer kühnen Eröffnung, bei welcher im fünften Zuge der Partie ein Springer geopfert wird, um dadurch einen verhältnismäßigen Vorteil der eigenen Position zu erreichen. Die „Morphy-Eröffnung“ verfolgt die gleiche Taktik, opfert aber außerdem noch einen Läufer; man hat sie daher auch „doppeltes Muzio-Gambit“ genannt. Sehr wenige Spieler setzen genügend Vertrauen auf die Stärke des eigenen Angriffs, um gleich zu Anfang so schwere Verluste auf sich zu nehmen. Auch die nach ihm genannte Verteidigung, die „Morphy-Verteidigung“ gegen die „Ruy Lopez-Eröffnung“, die übrigens so wertvoll ist, daß sie seither in zwanzig namentlich bezeichneten Varianten ausgearbeitet wurde, ist die offensivste der verschiedenen Verteidigungen gegen diese Eröffnung.

Morphys Schachsinn, wenn man diese Bezeichnung anwenden will, war viel mehr angeboren, als erworben. Er hatte zwar eine Menge gelesen, aber er verschenkte die Bücher, kaum daß er sie flüchtig durchgeblättert hatte. Kein Autor war ihm, so sagte er selbst, von besonderem Nutzen gewesen und „er war erstaunt, verschiedene Positionen und Lösungen als neu angegeben zu finden, die Folgen bestimmter Züge geschildert zu sehen, denn er hatte selber die gleichen Folgerungen als notwendige Konsequenzen bereits gezogen“ (Edge). Mac Donnell, der sein Spiel in London mit ansah, schrieb später darüber in seiner Zeitschrift „Chess Life-Pictures“: „Ich glaube, er erkannte jedesmal den richtigen Zug auf den ersten Blick und zögerte nur ihn auszuführen, teils aus Achtung für den Gegner, teils um sich selber über die Korrektheit des Zuges zu vergewissern, um so die Sicherheit zu verdoppeln und sich unter allen Umständen an Nüchternheit beim Spiel zu gewöhnen.“ Die folgende Geschichte wirft die ganze Frage von der Möglichkeit der Vorausberechnung im Kopf auf. Nach dem berühmten siebzehnten Zug, in dem mit Paulsen am 8. Nov. 1857 gespielten Vier-Springer-Spiel, bot Morphy dem Gegner an, die eigene Dame gegen Paulsens Läufer zu tauschen. Natürlich war Paulsen mißtrauisch wegen einer möglichen Falle und prüfte die Aussichten sorgfältig. Nachdem er länger als eine Stunde über dem Spiel gebrütet hatte, ohne eine Falle zu entdecken, nahm er das Angebot an und mußte nach elf weiteren Zügen aufgeben. Jahre später arbeitete Steinitz eine genaue Analyse des Spieles aus und fand als Ergebnis die Möglichkeiten des Spiels nach dem Tausch derart reich und kompliziert, daß kein menschliches Gehirn sie jemals hätte berechnen und voraussagen können. Zufällig fragte ein Zuschauer nach Beendigung des Spiels Morphy, ob er im Stande gewesen sei, nach dem berühmten Zug den Ausgang der

Partie vorausszusehen. Morphy gab darauf die rätselhafte Antwort: „Ich wußte, daß es Paulsen viel Kopfzerbrechen machen würde.“ Unzweifelhaft war Steinitz mit seiner Folgerung im Recht, soweit das bewußte Denken in Frage kommt; aber man möchte doch vermuten, daß der sogenannte intuitive Schachsinn eine besondere Fähigkeit vorbewußter Berechnung einschließt. Die von Milne Bramwell ausgeführten Experimente haben gezeigt, daß die unbewußte Fähigkeit arithmetischer Berechnung, wie in der Hypnose bewiesen wurde, bei weitem die bewußte Fähigkeit übertrifft, und dasselbe kann man recht gut auch hinsichtlich der Züge im Schachspiel annehmen.

Gewiß würde diese erstaunliche Verbindung von Talent und Selbstvertrauen nicht eingetreten sein, wenn sie nicht eine unmittelbare Repräsentanz des Hauptstroms der Libido gewesen wäre, zugleich die bestmögliche Lösung für alle in den Tiefen der Persönlichkeit schlummernden Konflikte. So mußte alles, was mit diesem notwendigen Ausdruck der Persönlichkeit in Konflikt geriet, deren Gleichgewicht aufs Schwerste bedrohen — und gerade das wird durch den Gang der Dinge bewiesen. Unsere Kenntnis von den unbewußten Motiven des Schachspiels sagt uns, daß der durch das Spiel symbolisierte Wunsch nur der eine sein kann, den Vater in einer zulässigen Form zu überwinden. Für Morphy bestanden drei Grundbedingungen dieser Zulässigkeit: daß die fragliche Handlung freundlich aufgenommen wurde, daß man ihr anständige Motive zuschrieb und daß man sie als ernste und „erwachsene“ Beschäftigung anerkannte. Wir werden sehen, daß jede dieser Bedingungen auf seiner schicksalsschweren Reise nach Europa schwer verletzt wurde, und versuchen, die Folgen für Morphys Seelenzustand daraus abzuleiten. Sicher ist es von Wichtigkeit, daß Morphys Aufschwung in die obersten Regionen des Schachspiels gerade ein Jahr nach dem unerwartet plötzlichen Tode seines Vaters (22. Nov. 1856) eintrat. Dieser Todesfall war eine schwere Erschütterung für ihn gewesen, und wir dürfen vermuten, daß sein glänzender Sublimierungsversuch ähnlich wie Shakespeares „Hamlet“ und Freuds „Traumdeutung“ eine Reaktion auf dieses kritische Ereignis war.

Ich möchte nun die kritische Periode in Morphys Leben noch etwas genauer schildern. Dazu ist es vor allem nötig, einige der bedeutendsten Persönlichkeiten der damaligen Schachwelt einzuführen. Sechs von ihnen müssen in diesem Zusammenhang erwähnt werden: darunter vier, die zu Morphys Freunden und Bewunderern gehörten, während die beiden anderen ihn vor eine psychologische Aufgabe stellten, der er nicht gewachsen war.

Zeitlich der erste war Löwenthal, mit dem Morphy schon als Kind

jene siegreiche Begegnung hatte; Löwenthal hatte sich seitdem weiter entwickelt und gewann bei dem Turnier in Birmingham, das während Morphys Besuch in England, doch ohne seine Teilnahme stattfand, den ersten Platz, obgleich sowohl Staunton wie St. Amant mitspielten. In einem zwischen Löwenthal und Morphy veranstalteten Turnier schlug ihn Morphy entscheidend, und Löwenthal wurde sein ehrlicher Freund und Bewunderer, ergriff auch seine Partei in dem unglückseligen Streit, von dem gleich berichtet werden soll. Er prophezeite, daß nach Veröffentlichung der Morphyschen Spiele — eine Aufgabe, der er sich selbst späterhin erfolgreich unterzog — die Schachwelt Morphy über alle anderen Spieler, lebende und verstorbene, stellen werde. Der Einsatz in dem Turnier Morphy—Löwenthal betrug 100 Pfund; unmittelbar nach seinem Sieg übergab Morphy Löwenthal den Betrag von 120 Pfund für dessen neues Haus, das er gerade bezogen hatte. Wir werden noch oft davon hören, wie peinlich genau Morphy in allen Geldangelegenheiten war. So bot ihm der Schachklub von New Orleans, bevor er Amerika verließ, Geld an, um ihn instand zu setzen, an dem Turnier zu Birmingham teilzunehmen. Aber Morphy lehnte ab, denn er wollte die Reise nicht als Berufsspieler unternehmen. Der nächste in der Reihe ist Paulsen, ein Amerikaner, damals berühmt für seine erstaunlichen Schaustellungen blinder Partien, später für zwei Siege über Anderssen und für wertvolle Beiträge zur Schachtheorie. Im New Yorker Turnier war er Morphys einziger ernster Gegner. Er hatte zuvor einige veröffentlichte Partien Morphys studiert und vorausgesagt, daß Morphy ihn schlagen werde. Unmittelbar vor dem Turnier spielten die beiden drei blinde Partien, von denen Morphy zwei gewann, während eine unentschieden blieb. Auch Paulsen wurde ein ergebener Freund von Morphy. St. Amant war damals der erste Spieler Frankreichs. Er spielte niemals allein mit Morphy, aber es gingen fünf von sieben Konsultationspartien verloren, an denen er beteiligt war; zwei blieben remis. Auch er wurde ein glühender Bewunderer Morphys und sagte von seinen Blindspielen, sie seien imstande, die Gebeine Philidors und La Bourdonnais im Grabe umzudrehen, gewiß das größte Kompliment, dessen ein französischer Schachspieler fähig war. Den genialen Anderssen haben wir schon genannt. Er war der beste damals lebende Spieler und allgemein als Weltmeister anerkannt bis zu seiner einige Jahre später erlittenen Niederlage gegen Steinitz. Bei jedem der zwölf Turniere, an denen er teilnahm, gewann er einen Preis, bei sieben den ersten. Mongredien, der Vorsitzende des Londoner Schachklubs sagte von ihm, daß er außer Morphy der glänzendste und ritterlichste Spieler gewesen sei, den er je getroffen habe; die Art, wie er Morphy begegnete, bestätigt diesen seinen Ruf. Obgleich seine Kollegen

den größtmöglichen Druck auf ihn ausübten, um ihn zu verhindern, deutsches Prestige zu schädigen, indem er im Ausland mit einem jungen Menschen von unbekanntem Renommé spielte, machte Anderssen keine Ausflüchte, und reiste — obgleich er keine Gelegenheit hatte vorher zu üben — nach Paris, um sein Schicksal durch Morphy zu erleiden. Man machte ihm später Vorwürfe, daß er nicht so glänzend gespielt habe, wie in seinem berühmten Turnier mit Dufresne, worauf er die noble Antwort gab: „Nein, Morphy ließ es nicht zu.“

Morphys Beziehungen zu diesen vier Männern stehen in traurigem Gegensatz zu den Erfahrungen mit den beiden anderen, die uns jetzt beschäftigen sollen. Der wichtigere von ihnen war Staunton, und um dessen Bedeutung für Morphy zu erklären, sei ein Wort über seine Stellung gesagt. Sein Prestige war größer, als seine Turnierfolge das hätten vermuten lassen. Allerdings durfte er nach seinen Siegen in den vierziger Jahren über St. Amant, Horwitz und Harrwitz den Ruf des führenden Spielers in der Welt für sich in Anspruch nehmen, aber er konnte diese Stellung nicht halten, da er später z. B. im Londoner Turnier von 1851 und 1858 in Birmingham geschlagen wurde. Immerhin war er ein großer Theoretiker. Das führende Lehrbuch, das er schrieb, und seine Stellung als einer der ersten Schachredakteure machten ihn zum Doyen, wenn nicht der europäischen, so doch der englischen Schachwelt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hielt England bei weitem den ersten Platz im Schach, und das war wahrscheinlich mit ein Grund für Morphy, in Staunton seinen ershtesten Gegner zu suchen. Mit ihm zu spielen war das Hauptmotiv für seine Reise über den Atlantischen Ozean. In psychoanalytischer Sprache könnten wir sagen, Staunton war für ihn die oberste Vaterimago, sodaß Morphy im Sieg über ihn das Kronzeugnis für die eigene Schachkunst sehen mußte, daneben unbewußt noch vieles andere. Diese Wahl der Vaterimago war, wie wir sicher wissen, keineswegs neuen Datums. Als Morphy 15 Jahre alt war, erhielt er ein Exemplar des Buches zum Geschenk, das die auf dem ersten internationalen Turnier von 1851 gespielten Partien enthielt; Sekretär dieses Turniers war Staunton gewesen. Morphy schrieb mit eigener Hand auf das Titelblatt des Buches: „Von H. Staunton Esqu., Urheber des ‚Handbook of Chess‘, des ‚Chess-Player’s-Companion‘ etc. (und einiger teuflisch schlechter Partien)“. Nach Morphys Sieg im New Yorker Turnier rechneten einige Enthusiasten mit der Möglichkeit, daß einer der europäischen Meister nach New York kommen werde, um mit ihm zu spielen. Als Staunton davon hörte, veröffentlichte er in seiner wöchentlichen Schachspalte eine herabsetzende Bemerkung und sagte dazu, die besten europäischen Spieler seien keine Berufsspieler und hätten andere und wichtigere Aufgaben zu erfüllen. Eine An-

spielung darauf, daß Morphys Schach ein jugendlicher Zeitvertreib oder andererseits ein Mittel zum Gelderwerb sei, war ein Weg, ihn aufs schwerste zu verletzen, denn er war in beiden Richtungen, wie sicher feststeht, krankhaft empfindlich. Morphys Freunde in New Orleans erließen nichtsdestoweniger eine Herausforderung an Staunton, nach Amerika zu kommen, welche dieser begreiflicherweise ablehnte, jedoch nicht ohne einen deutlichen Wink, daß Morphy ihn zu seiner Verfügung finden werde, wenn er nach Europa komme. Vier Monate später traf Morphy in England ein und fragte Staunton gleich bei der ersten Begegnung, ob er mit ihm spielen wolle. Staunton schützte eine Verabredung vor und benahm sich in der Folge so wenig anständig, daß man dieses Benehmen nur auf Rechnung seiner neurotischen Angst setzen kann; in der Tat hieß es, daß er an sogenannter „nervöser Erregbarkeit“ leide. Drei Monate hindurch, während seines ganzen Aufenthalts in England und später, versuchte Morphy in der würdigsten Form, ein Spiel mit Staunton zustandezubringen, worauf letzterer mit einer Reihe von Ausflüchten, Verschiebungen, nicht eingehaltenen Verabredungen und mit dem Vorwand antwortete, sein Kopf sei mit wichtigeren Dingen überlastet (was ihn nicht hinderte, noch im gleichen Monat am Birminger Turnier teilzunehmen). Um seine Hoffnung betrogen, brachte Morphy die ganze Angelegenheit vor Lord Lyttelton, den Präsidenten der Britischen Schachvereinigung. Der drückte in einem höflichen Brief sein Bedauern aus, aber damit blieb die Sache auf sich beruhen. Während dieser ganzen Zeit veröffentlichte Staunton in seiner Schachbeilage eine Kanonade von Schmähungen auf den gleichen Mann, mit dem er sich nicht zu spielen getraute. Er machte Morphys Spiel herunter, ließ durchblicken, daß er ein Geldmacher und Abenteurer sei usw. Ein Satz aus Morphys letztem Brief an Staunton mag hier zitiert werden: „Gestatten Sie mir wiederholt zu bemerken, was ich immer wieder in jeder Schachvereinigung, in der zu weilen ich die Ehre hatte, betont habe, daß ich kein Berufsspieler bin, daß ich niemals den Wunsch gehabt habe, meine Kunst in den Dienst materieller Interessen zu stellen.“¹ Die ganze Sache führte zu einem bitteren Zwist in der Schachwelt, deren übergroße Mehrheit auf Morphys Seite stand. Die Meinung, die sich schließlich durchsetzte, verurteilte nahezu einstimmig Stauntons Benehmen als seiner gänzlich unwürdig. Die Wirkung auf Morphy war augenblicklich und zeigte sich in einem heftigen Ekel gegen Schach. Sergeant, Morphys letzter und bester Biograph, schreibt darüber: „Morphy war der Schachtaktik müde — der Schachtaktik jenseits des Schachbretts. Braucht man sich darüber zu wundern?“

1) F. M. Edge: Exploits and Triumphs of Paul Morphy. 1851.

Gegen Ende dieser Episode ging Morphy nach Paris, wo er alsbald mit Harrwitz zusammentraf, dem „König des Café de la Régence“. Auch seine Beziehungen zu Morphy erscheinen in wenig erfreulichem Licht und sind charakterisiert durch eine geradezu krankhafte Eitelkeit und völligen Mangel ritterlichen Anstands (Sergeant). In die unerfreulichen Einzelheiten brauchen wir uns nicht zu vertiefen; sie sind von Edge ausführlich dargestellt worden. Das Ende der Sache war jedenfalls, daß Harrwitz sich in dem Augenblick vom Turnier zurückzog, als Morphy im Begriff war, ihn entscheidend zu schlagen. Morphy weigerte sich zunächst, den Einsatz von 290 Francs anzunehmen; als man ihm jedoch Vorstellungen machte, daß andere Leute Geld verlieren würden, wenn sein Sieg nicht offiziell durch die Annahme des Einsatzes bestätigt worden sei, willigte er ein, widmete den Betrag aber sofort dem Zweck, Anderssens Reisekosten nach Paris bestreiten zu helfen. Dieses Ereignis verstärkte Morphys Neurose; sie wurde nur zeitweise durch die erfreuliche Episode des Spiels gegen Anderssen in den Hintergrund gedrängt, dieses Spiels, das ein letztes Aufflackern von Morphys Schachleidenschaft bedeuten sollte.

Nun müssen wir einiges über die Wirkung der großen Erfolge auf Morphy mitteilen, denn diese Erfolge waren derart, daß sich die berechtigte Frage erhebt, ob nicht sein späterer Zusammenbruch auch dadurch beeinflußt war, daß er zu dem von Freud beschriebenen Typ der Menschen gehörte, „die am Erfolge scheitern“. Wir erwähnten zuvor die Szene im Café de la Régence bei Gelegenheit des glänzenden Spiels, als Morphy acht Gegner gleichzeitig blind besiegte. Der Auftritt war so stürmisch, daß die Soldaten zusammenliefen, weil sie glaubten, es sei eine neue Revolution ausgebrochen. Morphy wurde der Löwe der Pariser Gesellschaft, wurde überall empfangen, ließ sich aufs liebenswürdigste von Herzoginnen und Prinzessinnen im Schach schlagen und verließ Frankreich, umgeben von einer Aureole des Ruhms, nachdem zum Schluß noch als Höhepunkt der Festlichkeiten ein Bankett für ihn gegeben worden war, nach welchem seine Büste, das Werk eines berühmten Bildhauers, mit einem Lorbeerkranz gekrönt, enthüllt wurde. Man kann sich vorstellen, wie damals sein Empfang bei der Rückkehr in New York aussah, wo sich in die allgemeine Begeisterung noch die patriotische Leidenschaft mischte. Allenthalben wies man darauf hin, es sei das erste Mal in der Geschichte, daß sich ein Amerikaner nicht nur ebenbürtig, sondern als Meister seines Faches gegenüber den Vertretern des alten Europa erwiesen habe. Morphy hatte in den Augen der Amerikaner einen Baustein zur amerikanischen Zivilisation beigetragen. In Gegenwart einer großen Versammlung wurde ihm in der Universitätskapelle zugleich mit einer Ehren-

urkunde ein Schachbrett aus Perlmutter und Ebenholz überreicht, sowie ein Satz Figuren aus Gold und Silber. Außerdem erhielt er eine goldene Uhr, auf deren Zifferblatt gemalte Schachfiguren die Zahlen vertraten. Ein Zwischenfall bei dieser Feierlichkeit wirft ein Licht auf Morphys Empfindlichkeit. Oberst Mead, der Veranstalter des Empfanges, sprach in seiner Rede vom Schach als einem Beruf und bezeichnete Morphy als dessen glänzendsten Vertreter. Hierauf erhob sich Morphy und wandte sich gegen seine Kennzeichnung als Berufsspieler, auch wenn dies nur andeutungsweise geschehen sei, und „er war so gekränkt, daß Oberst Mead in die schwerste Verlegenheit geriet. Seine Kränkung über diese unglückliche Anspielung war derart, daß Oberst Mead sich von einer weiteren Teilnahme an der Ehrung für Morphy zurückzog“ (Buck). Im Unionklub in New York überreichte man ihm einen silbernen Lorbeerkranz. Morphy fuhr dann nach Boston, wo ihm zu Ehren ein Bankett stattfand, an welchem unter anderem Agassiz, Oliver Wendell Holmes, Longfellow und Lowell teilnahmen. In einer Rede auf diesem Bankett machte Quincey die witzige Bemerkung: „Morphy ist größer als Cäsar, denn er kam und siegte, ohne zu sehen.“ Kurz darauf überreichte man ihm in Boston einen goldenen Kranz.

Ein derartiger Strom schmeichelhafter Ehrungen, die sich über einen jungen Mann von 21 Jahren ergießen, muß auf dessen seelische Verfassung einen ernsten Einfluß haben, und man darf sich wohl fragen, ob diese Ereignisse nicht eine gewisse Rolle in der späteren Tragödie gespielt haben. In diesem Zusammenhang ist ein Satz aus dem Nekrolog interessant, den viele Jahre später Morphys Jugendfreund Maurian verfaßte. Maurian schreibt Morphys Widerwillen gegen das Schach — den er übrigens mit seiner späteren geistigen Zerrüttung nicht in Verbindung bringt — der überwältigenden Vollständigkeit jenes Erfolges zu, jedoch durchaus in entgegengesetztem Sinne, wie wir ihn soeben angenommen haben. Er schreibt: „Paul Morphy war nie ein so leidenschaftlicher und hingebener Schachspieler, wie man das allgemein annimmt. Unsere intime Freundschaft mit ihm, sowie lange Erfahrung setzten uns instand, dies sicher auszusprechen. Seine einzige Freude am Spiel war sein Ehrgeiz, die besten Spieler und größten Meister Amerikas und Europas zu besiegen. Er war sich seiner gewaltigen Spielstärke bewußt und zweifelte nie einen Augenblick am Erfolg. So sagte er vor seiner ersten Europareise im vertrauten Kreise bescheiden, aber mit absoluter Sicherheit seinen Erfolg voraus. Und als er heimkehrte, sprach er die Überzeugung aus, daß wenn er nicht so schlecht und hastig gespielt hätte, keiner seiner Gegner so viel gegen ihn hätte ausrichten können. Aber kaum war dieser einzige Ehrgeiz gestillt, so schien er alles Interesse am Spiel verloren zu haben.“

Bevor wir versuchen, die jetzt aufgeworfene Frage zu entscheiden, wollen wir zunächst Morphys Lebensgeschichte zum Schluß bringen und einiges über seine spätere geistige Entwicklung sagen. Bei seiner Niederlassung in New Orleans hatte er die Absicht, sich dem Rechtsanwaltsberuf zu widmen, für den er ausgezeichnet vorbereitet war. Als er aber sehen mußte, daß sein jetzt wenig erwünschter Ruhm als Schachspieler die Leute davon abhielt, ihn als Rechtsanwalt ernst zu nehmen, verdüsterte diese Ungerechtigkeit seine Seele. Buck, der mit Unterstützung von Morphys Verwandten die spätere Lebenszeit geschildert hat, erwähnt, daß „Morphy sich in ein reiches und hübsches junges Mädchen in New Orleans verliebte und einem gemeinsamen Freund davon Mitteilung machte, der seinerseits die Angelegenheit der jungen Dame unterbreitete. Die aber spottete über den Gedanken, sich mit einem bloßen Schachspieler zu verheiraten.“

Ein oder zwei Jahre, nachdem er sich in dem für die Dauer erwählten Beruf niedergelassen hatte, brach der Bürgerkrieg aus, und Morphy sah sich vor die Tatsache gestellt, daß ein wirklicher Krieg seine eigenen Bemühungen durchkreuzte, den Zeitvertreib eines Scheinkrieges durch eine friedliche Beschäftigung zu ersetzen¹. Seine Reaktion war bezeichnend für ihn, dessen geistiges Gleichgewicht sich darauf gründete, feindselige Wünsche in freundliche zu wandeln: er eilte nach Richmond und suchte mitten im Gang der Feindseligkeiten um eine diplomatische Verwendung nach. Sein Gesuch wurde abgelehnt, und kurz nach seiner Rückkehr nach seiner Heimatstadt New Orleans wurde diese von der gegnerischen Armee eingenommen. Die Familie Morphy flüchtete auf einem spanischen Kriegsschiff nach Cuba, von dort nach Cadix und Paris. Morphy verbrachte ein Jahr in Paris und wartete dann das Kriegsende in Havanna ab.

Schon damals konnte sein geistiger Zustand keineswegs befriedigend gewesen sein, denn wenige Jahre nach seiner Rückkehr nach New Orleans überredete ihn seine Mutter, anderthalb Jahre in Paris zuzubringen — sein dritter Aufenthalt dort — in der Hoffnung, daß der Wechsel der Umgebung ihm gut tun werde. Seine Abneigung gegen das Schach war damals schon so stark, daß er nicht einmal dazu zu bewegen war, in die Nähe des Schauplatzes seiner früheren Triumphe zu gehen. Nicht lange nachher traten die unverkennbaren Anzeichen einer Paranoia zutage. Er bildete sich ein, von Leuten verfolgt zu werden, die es darauf absahen, ihm sein Leben zu

1) In der Diskussion nach diesem Vortrag in der Britischen Psychoanalytischen Gesellschaft meinten sowohl Dr. Bryan als Miß Searl, daß der Wirkung jener Episode auf Morphys Seele eine große Bedeutung beizumessen sei, und ich neige dazu, diesen Standpunkt zu teilen. Es mag dies der beschleunigende Anlaß für den Ausbruch der Psychose gewesen sein, ebenso wie die Londoner Erlebnisse sicher für die Neurose.

verleiden. Seine Wahnideen richteten sich vor allem auf den Mann seiner älteren Schwester, den Verwalter seines väterlichen Vermögens, von dem er glaubte, daß er ihm sein Erbe rauben wolle. Er forderte ihn zum Zweikampf heraus und brach dann einen Prozeß gegen ihn vom Zaun, nachdem er sich jahrelang auf den Fall vorbereitet hatte. Vor Gericht stellte es sich dann sofort heraus, daß die Anklage jeder Begründung entbehrte. Ferner glaubte er, daß man, besonders sein Schwager, versuche, ihn zu vergiften. Aus diesem Grunde weigerte er sich längere Zeit hindurch, von anderen als von seiner Mutter und von seiner jüngeren, unverheirateten Schwester Speise anzunehmen. Eine andere Wahnidee war, daß sein Schwager und sein nächster Freund Binder sich verschworen hätten, seine Anzüge zu vernichten, auf die er sehr eitel war, und ihn dann zu töten. Eines schönen Tages erschien er im Büro seines Freundes und überfiel ihn dort unerwartet. Er empfand stets den Zwang, auf der Straße stehen zu bleiben und jedes hübsche Mädchengesicht anzustarren, was ich einer femininen Identifizierung zuschreiben möchte. Er war ein leidenschaftlicher Freund von Blumen. Eine Eigenheit aus jener Zeit möchte ich erwähnen, obgleich es mir nicht möglich war, sie aufzuklären. Während dieser Periode hatte er, der Aussage seiner Nichte zufolge, die Manie, auf seiner Veranda auf und ab zu gehen und die folgenden Worte zu deklamieren: „*Il plantera la bannière de Castille sur les murs de Madrid au cri de 'Ville gagnée' et le petit Roi s'en ira tout penaud.*“ („Er wird das Banner Castiliens unter dem Feldgeschrei ‚Die Stadt ist besiegt‘ auf den Mauern Madrids aufpflanzen, und der kleine König wird ganz beschämt von dannen gehen.“) Das klingt wie ein Zitat, aber es war mir nicht möglich, die Herkunft nachzuweisen, noch vermag ich den Sinn aufzuklären. Jeden Tag, Punkt 12 Uhr, peinlich nett angezogen, machte er einen Spaziergang, worauf er sich bis zum Abend zurückzog. Dann ging er in die Oper, ohne jemals eine Vorstellung zu versäumen. Außer seiner Mutter sah er keinen Menschen bei sich und wurde ärgerlich, wenn sie sich nur anschickte, einen der allernächsten Freunde einzuladen. Zwei Jahre vor seinem Tode wurde bei ihm um die Erlaubnis nachgesucht, seine Biographie einem in Vorbereitung befindlichen Werk über berühmte Männer von Louisiana einzufügen. Er antwortete in einem entrüsteten Brief, sein Vater, der Richter Alonzo Morphy vom Hohen Gerichtshof von Louisiana, habe bei seinem Tode die Summe von 146.162 Dollars und 54 Cents hinterlassen, während er selbst nie einen Beruf gehabt und nichts mit Biographien zu tun hätte. Er sprach andauernd von seines Vaters Vermögen, und die bloße Erwähnung des Wortes Schach genügte, ihn aufzuregen.

Das Problem, das wir uns zu Anfang gestellt haben, ist die Frage, in welcher Beziehung Morphys Schachlaufbahn zu seiner späteren Geistesstörung stand. Sergeant bemüht sich nachzuweisen, daß die bloße Beschäftigung mit Schach keinesfalls für die Krankheit verantwortlich war, und jeder medizinische und psychologische Sachverständige wird dieser Meinung zustimmen müssen. Seine Darstellung des Krankheitsursprungs ist so klar, daß sie es verdient, hier im Wortlaut angeführt zu werden: „Erstens hatte Morphy einen gewissen Grund, nicht vom Schach, sondern von den Schachmeistern angewidert zu sein, deren Charakter er dem seinigen recht entgegengesetzt fand. Er zog aus, sehr jung, edelmütig und hochsinnig, seinem eigenen Zeugnis nach ohne ein anderes Motiv als einen Ruf zu erwerben. Und was er fand, waren keine ritterlichen Männer, sondern schleichende Federakrobaten, Verleumder und Schachgauner. Gewiß traf er auch sehr ehrenwerte Leute, wie Anderssen, Löwenthal und die Mehrheit der führenden Amateurspieler in London und Paris. Aber die heimtückisch geschlagenen Wunden, die ihm die andere Sorte zufügte, wollten nie recht heilen. Zweitens hielt er sich allezeit von dem seiner (richtigen oder falschen) Meinung nach verderblichen Berufsspielerthum fern, obgleich er beständig, wenn auch nicht gerade als Berufsspieler genannt, so doch betrachtet wurde. Schließlich besaß er einen starken Ehrgeiz in dem Beruf, den er sich für sein Leben erwählt hatte; und als er hier durch eine unglückliche Verkettung der Umstände scheiterte, schob er dem Schach die ganze Schuld zu. Enttäuschter Ehrgeiz war sicher eine Ursache von Morphys traurigem Schicksal . . . Eine überempfindliche Natur wie die seine war gegen solche Prüfungen schlecht gewappnet.“ Wie ängstlich Morphy darauf bedacht war, seine Wunde vor sich selbst zu verbergen, geht aus einem Absatz seiner Rede hervor, die er bei dem Empfang der Ehrengabe in New York anlässlich seiner Rückkehr hielt: „Von meiner europäischen Reise möchte ich nur sagen, daß sie in so gut wie jeder Richtung erfreulich war. Von allen Gegnern, die ich auf dem friedlichen Kampfgefilde des Schachbretts traf, habe ich ein angenehmes und gutes Andenken bewahrt. Ich fand sie alle ritterlich, vornehm gesinnt und nobel, rechte Vertreter des königlichen Spieles.“

Betrachten wir das Problem von einer anderen Seite. War Morphys geistige Zerrüttung die Folge gerade seiner Siege oder seines Versagens und seiner Enttäuschung? War seine Lage die des Pictor Ignotus im Browningschen Gedichte, der, als ihm der höchste Gipfel winkte, in den Ruf ausbrach:

„Ruhm schreckt mich. Er bedeutet mir zu viel!“

Sprach er zu sich selbst, wie Andrea:

*Das Leben ward zu hell, gold und nicht grau,
Ich blinde Fledermaus! Kein Sonnenstrahl
Lockt aus der Kammer mich, die meine Welt.*

Zog er sich von der Welt zurück mit dem verachtungsvollen Trostspruch:

„Jedoch — kein Krämer handelt mir im Herzen.“

Mehr psychologisch gesprochen, überfiel Morphy die Angst vor seiner eigenen Anmaßung, als er plötzlich in das Licht der Öffentlichkeit hineingezogen wurde? Freud hat nachgewiesen, daß diejenigen, die unter dem Druck allzu großer Erfolge zusammenbrechen, deshalb scheitern, weil sie den Erfolg nur in der Phantasie, nicht in Wirklichkeit ertragen können. Den Vater im Traum zu kastrieren ist ein anderes Ding, als es in Wirklichkeit zu tun. Die reale Situation weckt die Schuldgefühle in ihrer vollen Stärke, und die Sühne kann ein geistiger Zusammenbruch sein.

Ich glaube nicht, daß hier die ganze Erklärung zu suchen ist. Erinnern wir uns, daß Morphy das eigentliche und entscheidende Ziel seines Lebens nicht erreicht, sondern verfehlt hatte. Wir sahen, daß Staunton für ihn eine Art von Ur-Imago gewesen sein muß, und es war ihm nicht gelungen, diesen Mann zu bezwingen. Mochte er noch so offensichtlich gezeigt haben, daß er der beste Spieler der Welt war, durfte er noch so sicher annehmen, daß er auch Staunton besiegt haben würde — es bleibt die nackte Tatsache bestehen, daß sein Erzgegner sich ihm entzog. Und dieser gefürchtete Vater war nicht nur frei ausgegangen, sondern hatte zudem noch unverkennbare Feindseligkeit an den Tag gelegt.

Morphys Absicht, seine verdrängte Feindseligkeit gegen seinen Vater — und die Angst des Vaters vor ihm — in einem freundschaftlichen homosexuellen Wettkampf auszuleben, war gescheitert. Die folgende Überlegung beweist, glaube ich, daß Morphy selber sich seines Mißerfolgs halbwegs bewußt war. Als er nach New York zurückkehrte, erklärte er, er werde nie wieder mit einem Amerikaner spielen, außer mit Vorgabe, was nach Lage der Dinge sicher gerechtfertigt war. Wenn er aber einige Wochen später, als er glücklich im sicheren Heim in New Orleans zurück war, eine Herausforderung erließ, er sei bereit, mit jedermann in der Welt gegen Vorgabe eines Bauers und eines Zuges zu spielen — der einzige Moment in seiner Schachlaufbahn, in welchem er wahrscheinlich seine Kräfte überschätzt hat¹ — so ist das als eine psychologische Ersatzhandlung für das heimliche Empfinden der erlittenen Niederlage anzusehen, als eine Kompensation für die Angst, die er im Unbewußten erlebt haben mag.

¹) Allerdings kann eine Äußerung keines Geringeren als St. Amant angeführt werden der erklärte: „Paul Morphy muß in Zukunft mit jedermann mit Vorgabe spielen.“

Aber noch mehr als dies. Als Staunton ihm auswich, tat er das in einer Weise, die für einen so empfindlichen Menschen wie Morphy durchblicken ließ, daß Morphys Ziel ein ehrenrühriges sei. Wir wissen ja, daß das Gleichgewicht der Persönlichkeit im Tiefsten vom moralischen Gleichgewicht abhängig ist, und daß ein stabiler Seelenzustand nur so lange andauern kann, als er nicht von Schuldgefühlen bedroht ist. Niemals hätte Morphy derartige Fähigkeiten entfalten können, wäre nicht seine Begabung und seine seelische Tätigkeit frei gewesen für eine volle Konzentration auf seine Aufgabe. Das konnte aber nur so lange dauern, als jede Möglichkeit einer Aufstörung von Gegenkräften in seinem Unbewußten unterblieb. Wer das tat, dem war er hilflos ausgeliefert. Ich habe vorher erwähnt, wie abnormal empfindlich er gegenüber jeder Andeutung war, daß seine Absichten unfreundlich angesehen, d. h. so aufgenommen wurden, als ob sie unfreundliche seien; jedem Verdacht gegenüber, als ob er nicht aus reinsten Motiven handle, und insbesondere einer Anspielung darauf, als ob ihm der Gelderwerb am Herzen liege; endlich auch gegenüber einer Haltung, die sein Streben als kindisch zu verspotten schien¹. Staunton verletzte ihn schwer in allen drei Richtungen. Sicherlich war die Behandlung, die er durch Staunton erfuhr, das Gegenteil von Freundlichkeit; man kann sie ohne viel Übertreibung mit höhnischer Verachtung bezeichnen. Sprach er doch von Morphy als von einem armen Schlucker und Abenteurer, lehnte auch schließlich das Spiel mit ihm ab, weil er ernstere d. h. erwachsenere Dinge zu tun habe. Angesichts dieser Beschuldigungen sank Morphy der Mut, er unterlag und verließ den schuldbeladenen Pfad seiner Schachlaufbahn. Es war so, als ob sein Vater seine bösen Absichten demaskiert hätte und nun seinerseits eine feindselige Haltung gegen ihn einnähme. Was anfangs ein unschuldiger, ja löblicher Ausdruck seiner Persönlichkeit gewesen, erschien jetzt als Erfolg des kindischsten und unedelsten aller Wünsche, des unbewußten Strebens nämlich, den Vater sexuell anzugreifen und ihn gleichzeitig zu verstümmeln: mit einem Wort, ihn matt zu machen, sowohl im englischen, wie im persischen, wie auch im deutschen Sinn des Wortes. Gehorsam dem Wunsch seines wirklichen Vaters widmete er sich jetzt dem „erwachsenen“ Rechtsanwaltsberuf und vermied in Zukunft, was man ihm als den kindischen Zeitver-

1) Wie glänzend Morphy den Zeitvertreib des Spiels moralisch unterbaute, geht aus einem Absatz seiner vorhin erwähnten Rede hervor: „Schach ist nicht nur das köstlichste und wissenschaftlichste Spiel, sondern auch das moralischste. Während andere Spiele auf Gewinn abzielen, verlockt Schach den Weisen, weil seine Kämpfe nicht um Preise und Ehren gehen. Es ist im höchsten Sinne des Wortes das Spiel des Philosophen. Lassen Sie das Schachbrett den Kartentisch besiegen, und Sie werden sehen, was für ein Glück dies für die Moral der menschlichen Gemeinschaft bedeuten wird.“

treib des Schachs verleidet hatte.¹ Aber es war zu spät: seine „Sünden“ verfolgten ihn. In den beiden Richtungen, die die Männlichkeit ausmachen, einem ernsten Beruf unter Männern und der Liebe der Frauen stand ihm seine Schachvergangenheit als Hemmnis im Wege. Nie vermochte er seiner Jugendsünde zu entgehen und seinen Platz in der Welt der Männer einzunehmen. Was Wunder, daß er sich immer mehr vom Schach zurückzog, bis ihn schließlich sogar der bloße Name des Spiels anwiderte. Die einzige Zuflucht, die ihm blieb, die ihm auferlegte Schuldenlast zu tragen, war der Weg zur Projektion. In den Wahnideen, in denen er sich vergiftet und beraubt vermeinte, erkennen wir seine oralen und analsadistischen Phantasien, die er auf seinen Schwager projizierte. Seine homosexuelle Freundschaft gegenüber den Männern war niedergebrochen, und der dahinter wirksame Gegensatz trat zutage. Er richtete sich auf seinen Schwager, einen offenbaren Bruderersatz, und jene oben erwähnte kleine Episode aus dem letzten Lebensjahre mit der Biographie der berühmten Männer von Louisiana beweist, wie er sich an eine übertriebene Verehrung des Vaters klammerte, dem das patriarchalische Vorrecht des Geldverdienens eingeräumt blieb.

Vielleicht ergibt sich die Möglichkeit einer allgemeinen Schlußfolgerung aus der Betrachtung dieses tragischen Schicksals. Sie mag einen Schlüssel liefern zu der wohlbekannten Verbindung von Genie und geistiger Instabilität. Sehr leicht denkbar, daß Morphys Fall von allgemeiner Natur ist. Genie ist offenbar die Fähigkeit, ungewöhnliche Gaben mit intensiver Konzentration, wenn auch vielleicht nur für beschränkte Zeit, zu verwerten. Ich bin der Ansicht, daß dies von der besonderen Befähigung abhängt, unbewußte Schuldgefühle völlig in Sehranken zu halten. Das steht sicher in Beziehung mit der bekannten Strenge, Aufrichtigkeit und Reinheit des künstlerischen Gewissens. Dies wird damit erkaufte, daß das seelische Gleichgewicht jeder Störung jener unerläßlichen Vorbedingungen ausgeliefert ist. Darin mag das Geheimnis der „künstlerischen Empfindlichkeit“ liegen.

Morphys Geschichte verlockt aber auch zu einer Reihe von psychoanalytischen Überlegungen, die im Rahmen dieser Arbeit jedoch höchstens flüchtig gestreift werden können.

Der Leser wird bemerkt haben, daß ich der Einfachheit halber Morphys Begabung als die Fähigkeit zur Sublimierung gekennzeichnet habe,

1) Noch ein Zitat aus seiner Rede: „Schach war nie etwas anderes und kann auch nichts anderes sein als eine Erholung. Es sollte nie ein Schaden für andere ernstere Beschäftigung werden, auch die Gedanken derjenigen nicht ablenken und völlig absorbieren, die es verehren, sondern im Hintergrund bleiben, in seinem wahren Revier. Als bloßes Spiel, als Erholung vom Ernst des Lebens ist es von höchstem Wert.“

und es erhebt sich die Frage, ob das die richtige Beschreibung eines verborgenen Weges zur Befriedigung feindseliger, z. B. vaterfeindlicher Strebungen ist. Darauf möchte ich antworten, daß die Strebungen hinter dem Spiel in letzter Linie zusammengesetzter Natur gewesen sein mögen; der entscheidende Zug scheint mir jedoch libidinöser Art zu sein. Das Streben nach Vaternötung, so meine ich, war durch eine erotische Besetzung „gebunden“, offenbar durch eine solche homosexueller Natur, und diese wurde bereits ihrerseits sublimiert. Die außerordentliche Bedeutung dieses Prozesses für Morphys geistiges Gleichgewicht ergibt sich einleuchtend aus der vorhergegangenen Darstellung, und ich führe seinen Fall als Beispiel einer allgemeinen Regel an, daß nämlich der Sublimierungsprozeß letzten Endes eine Schutzfunktion erfüllt.¹ Indem er Es-Energien auf zielgehemmtem Wege bindet und insbesondere eine sexualisierte Aggressivität umwandelt, bewahrt er das Ich vor der Gefahr, die, wie wir wissen, von übermäßiger Ansammlung dieser Energien herrührt.

Zum Schluß noch folgende Bemerkung: Wenn wir von „Niederbruch der Sublimierung“ sprechen, so meinen wir in Wirklichkeit das Aufhören ihrer Schutzfunktion. Morphy konnte nach seinem geistigen Zusammenbruch ebensogut Schach spielen wie vorher, wie aus seinen gelegentlichen Spielen gegen Maurian ersichtlich; in den meisten solchen Fällen — vielleicht in allen — ist die im Sublimierungsprozeß erworbene Fähigkeit als solche unangetastet geblieben. Was verloren geht, ist die Möglichkeit, das Talent als Mittel zur Selbstbewahrung vor der Überflutung mit Es-Strebungen zu verwenden — und das ist es auch, was die Patienten fürchten, wenn sie die Angst aussprechen, daß „die Psychoanalyse ihnen die Fähigkeit zur Sublimierung rauben könne.“²

1) Dr. Edward Glover kam in seinem unlängst vor dieser Vereinigung gehaltenen Vortrag zu einem ähnlichen Schluß („Sublimierung, Ersatzfunktion und soziale Angst“, Oktober 1930).

2) Das Originalmaterial für diese Arbeit kann aus den bibliographischen Nachweisen in der „Encyclopaedia Britannica“ (11. u. 14. Auflage) unschwer erschlossen werden, ferner aus P. W. Sergeants Buch „Morphys Games of Chess“ (1921). Ich bin Herrn Sergeant zu großem Dank verpflichtet für die Zugänglichmachung reichen unveröffentlichten Materials, darunter auch des Manuskripts seines neuen Buches über Paul Morphy. Ebenso habe ich Paul Morphys Nichte, Frau Morphy-Voitier, New Orleans, zu danken, die mir wertvolle Kenntnisse über Morphy und die Familie vermittelte.

Ein Hamlet am Schachbrett

Ein Beitrag zur Psychologie des Schachspiels

von

Oskar Pfister

Zürich

Der alte Glaube, daß während des Kampfes der Menschen unsichtbare Geister mitkämpfen und den Ausschlag geben, hat seit Freuds Entdeckungen aufgehört, ein bloßer Mythos zu sein. Nur suchen wir den geheimnisvollen Kampfgenossen oder Widersacher nicht mehr wie David in den Wipfeln der Bakasträucher (2. Sam. 5), oder in der Luft, wie die Helden Homers, sondern im Unbewußten. Dies gilt auch von den Spielen, in denen der „Instinct combatif“ (Pierre Bovet) sich auswirkt. Fravashi und Dévs, die guten und bösen Geister, von denen Zarathustras Lehre berichtet, streiten um die Seele des harmlos oder halsbrecherisch Spielenden und zerren sie oft, wohin es ihnen beliebt. Der Spieler liefert dabei nicht nur den Kampfplatz dieses leidenschaftlichen Treibens, sondern er bildet zugleich auch den glücklichen Gewinner oder das leidende Opfer. Nicht nur, was für einem Spiel einer seine Seele verschreibt und mit welcher Leidenschaft er es tut, sondern auch, was für Handlungen er bei seinem Zeitvertreib vollzieht, wird ihm ohne sein Wissen vom Genius oder Dämon eingeflüstert, und es ist seltsam, wie dabei so oft das logische Denken, das Planen des Zweckmäßigen sich übertölpeln läßt. Grundgescheite Leute benehmen sich mitunter wie Hypnotisierte oder Narren, und man könnte sich über die Tücken des Spielkobolds entrüsten, wenn man nicht wüßte, daß bei stark Dissoziierten alle Lebensgebiete solche Streiche aufweisen. Ferner sendet das Unbewußte nicht nur die Torheit der Intelligenten, sondern auch gesteigerte Intelligenz der Toren auf die Bewußtseinsbühne. Wer wagt zu entscheiden, ob die Mehr- oder Minderleistungen im Leben schwerer wiegen?

Wir Analytiker haben es in unserer Berufsarbeit hauptsächlich mit den vorwiegend geschädigten Spielern zu tun, und zwar meistens mit solchen, die durch unselige Leidenschaft ihr Leben zerrütten. Gelegentlich begegnen uns Leute, die nicht an chronischer Spielsucht leiden, wohl aber durch einen akuten Anfall von Spielwut (sagen wir: von Selbstbestrafung) ihre Existenz verpfuschten.

Meines Wissens sind jedoch die Fälle, in denen weder eine eigentliche Sucht, noch eine Impulshandlung vorliegt, in der analytischen Literatur wenig ver-

treten.¹ Es sei mir daher vergönnt, ein kleines Analysenfragment vorzulegen.

Der in der Mitte der Dreißiger stehende Schachspieler, über den ich im Folgenden berichte, litt unter einer Anzahl von angstbesetzten Zwangsvorstellungen. Ihn quälte der Gedanke, einen Menschen ermordet zu haben. Seit den Knabenjahren verfolgt ihn die Angst, seines Gliedes beraubt zu werden. Obszöne Wortspiele belästigen ihn häufig und lassen sich schwer abweisen. Der Impuls, ihm begegnende Kinder, in zweiter Linie Frauen, in dritter Linie Männer zu töten, wechselt ab mit der Angst, das gewünschte Verbrechen wirklich begangen zu haben. Die Verbindungslinie zweier Einfassungssteine des Bürgersteiges muß er seit früher Kindheit überspringen. Einen hohen Grad erreicht die Angst, irgendetwas zu verlieren, unerträglich stark wird sie, wenn er von der Bank Geld holen muß. Die Lebenshaltung verrät eine feminine Einstellung. Das Gefühl allgemeiner Auflösung flößt ihm Vorliebe für den Buddhismus ein: nach Wegfall jenes Gefühles stellt er Christus über Buddha. Als Knabe liebte er den Genuß von Blut so sehr, daß er einen Pudding aus Blut und Schokolade kochte. Eine Menge hysterischer Symptome, wie Krämpfe, Muskelspannungen und -zerrungen, bereiten ihm viele Beschwerden.

Eines Tages veranlaßte uns ein Traum, seine eigenartige Stellung zum Schachspiel analytisch zu untersuchen. Er erfreut sich hoher Intelligenz, legt jedoch im Schachspiel eine Ungeschicklichkeit an den Tag, die zu seiner geistigen Begabung schlechterdings nicht stimmt. Theoretisch ist er vorzüglich vorgebildet. Geduldig und aufmerksam hat er viele Partien großer Meister nachgespielt. Aber sobald er einem Partner gegenüber sitzt, verliert er, auch wenn er ihm an Spielkenntnis und Berechnungsfähigkeit weit überlegen ist. Und doch zieht es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zum Spiele, in dem eine so klägliche Rolle zu spielen er sich verdammt sieht. Meistens beschränkt er sich auf die harmlose Tätigkeit des Zuschauens; aber immer wieder treibt es ihn, sein Unglück zu erproben, und fast immer erhält er die Bestätigung, daß er trotz seiner Liebeswerbungen im Schachturnier zu unterliegen verurteilt sei.

Er selbst schildert seine Erlebnisse hiebei mit folgenden Worten:

Ich beobachtete, daß während des Schachspieles ein erotisches Gefühl in mir aufsteigt. Es ist wie die Besitzergreifung eines Weibes, wobei die im Spiel vorkommenden Damen keine besondere Rolle spielen. Ich suche allerdings die Damen vom Brett verschwinden zu machen. Vielleicht ergibt sich gerade aus dem Fehlen

1) Die vor kurzem im „International Journal of Psycho-Analysis“ erschienene Arbeit von Ernest Jones über Paul Morphy ist mir zur Zeit leider noch unbekannt. (Vgl. die deutsche Übersetzung der Arbeit von Jones in diesem Hefte. — Der Herausgeber)

der Damen das Verlangen nach solchen. Ich suche in der Ehe Geistigkeit, wie im Schachspiel, ich suche das Seelische, Intellektuelle.

Ich fianchettiere den Läufer nicht ungern. Ich liebe die hinterhältigen Angriffe.

Im Schachspiel liebe ich die Kombinationsmöglichkeiten, wie in der Liebe. Einmal zählte ich 56 Freundinnen, von denen die meisten nicht wissen, daß ich sie verehere; jetzt werden es ihrer 62 sein.

Meine Angst, einen Mord begangen zu haben, spiegelt sich im Schach, besonders in der Mattsetzung. Dieser Ausdruck bedeutet „töten“.

Ich liebe sehr das Rochieren. Zu meinem Schaden nehme ich es oft zu früh vor. Es bezeichnet eigentlich eine Flucht vor dem Kampf. Der König will sich in Sicherheit zurückziehen. Dabei flüchtet er sich, wird aber oft erst recht matt gesetzt.

Ich greife sehr gerne an, auch wenn es nicht angebracht ist. Gewöhnlich geht es mir dabei schlecht. Ich verteidige mich nicht gut, und zwar im Schach, wie im Leben. Ich kann im Grunde auch nicht richtig angreifen; ich führe mich aber als Angreifer auf. Ich prüfe zu wenig, ob ich den Angriff wagen darf. Ich lasse ihn zu wenig aus dem Spiele hervorgehen, ich überlasse ihn dem Zufall. Im Leben eigentlich auch.

Die Analyse ließ sich mit Hilfe einiger Assoziationen unschwer durchführen. Wie vorausgesehen, trug der Spieler seine Konflikte in das Spiel hinein und benutzte es als unschädliche Gelegenheit, die unbewußten Bedürfnisse, die sich so peinlich in seinen Krankheitssymptomen auswirkten, nun auch spielerisch zu manifestieren. Eine gewisse Zweckmäßigkeit läßt sich diesem Verfahren, dessen Lustbetonung trotz der erlittenen Mißerfolge aus dieser Herleitung leicht zu erklären ist, nicht absprechen.

Folgen wir den Angaben, die unser Analysand in freier Einfallschette uns darbot!

„Ich beobachtete, daß während des Schachspieles ein erotisches Gefühl in mir aufsteigt.“ S., so wollen wir unseren Spieler, Verspieler nennen, läßt auch in seiner Neurose die sexuellen Untertöne seiner Ödipus- und Kastrationsfixierung mit seltener Deutlichkeit hervorbrechen. Die Angst, des männlichen Gliedes beraubt zu werden, bildet die Sühnereaktion auf den Wunsch nach Kastration des Vaters. Der Wunsch nach dem Tode der Mutter setzte sich schon in dem Kinde fest und wurde nicht einmal verdrängt. Obwohl die Strenge und Lieblosigkeit der Eltern starke Haßreaktionen verständlich machen, spürte S. doch schon vor seiner Bekanntschaft mit Freuds Werk, daß die Rivalität gegen den Vater und die unglückliche Liebe zur Mutter seinen sadistischen Grimm hervorgebracht haben.

„Es (das Schachspiel) ist wie die Besitzergreifung eines Weibes, wobei die im Spiel vorkommenden Damen keine besondere Rolle spielen; ich suche allerdings die

Damen vom Brett verschwinden zu machen. Vielleicht ergibt sich gerade aus dem Fehlen der Damen das Verlangen nach solchen.“ Das ganze Spiel geht darauf aus, den feindlichen König zu töten und den eigenen König, mit dem sich der Spieler identifiziert, zum Alleinherrscher zu machen. Der Ödipushaß wirkt sich so in prächtig deutlicher, aber durch die Spieltradition geheiligter Weise aus, wie sich im Tanz der Sexualtrieb in unanstoßiger, weil kunstvoll normierter und gezügelter Weise durchsetzt. S. befindet sich folglich im Recht mit seinem Satze: *„Meine Angst, einen Mord begangen zu haben, spiegelt sich . . . in der Mattsetzung.“* Der Mordwunsch entspringt allerdings zunächst dem Wunsche nach Eroberung der Mutter; insofern ist in der Tat das Spiel „die Besitzergreifung eines Weibes“, auch wenn, wie S. behauptet, die im Spiel vorkommenden Damen keine Rolle spielen. Allein diese uns angegebene Unerheblichkeit der Damen bezieht sich nur auf das Gefühl der Besitzergreifung des Weibes. Im Spiele selbst sucht unser Ödipus die Damen zum Verschwinden zu bringen. Die von der Mutter unerwiderte Liebe hat längst in Haß umgeschlagen. Der alte Wunsch nach dem Tode der Mutter riskiert lieber das ganze Spiel, als daß er die Gelegenheit des symbolischen Muttermordes verpaßte. Die eigene Dame vertritt die eine der älteren Schwestern, die einerseits im Kampf gegen die tyrannische Mutter seine kraftvolle Genossin bildet, andererseits von ihm wegen ihrer einstigen Strenge gegen ihn als hilflosen Knaben gehasst und daher, wie die Mutter, unbewußt totgewünscht wird. Im Bewußtsein liebt sie der Bruder.

Übrigens geht S. darauf aus, so schnell wie möglich einen Bauern ans Ziel zu führen und die Königin zurückzugewinnen. Mit dem Bauern identifiziert er sich selbst und sucht den Schwesternmord wieder gut zu machen. Im Leben sucht er beständig ein Muttersurrogat, findet aber keines, weil er ihrer zu viele findet. Seine 62 Freundinnen, mit denen er rein brüderlich und ohne die geringste Liebkosung verkehrt, sind Mutter- oder Schwesternsurrogate. Gerade in der reinen Geistigkeit seiner Freundschaften erblickt er ihren Wert. Dies verhindert jedoch gar nicht, daß er unter seinem Liebesmangel leidet. Die Triebhaftigkeit macht ihm viel zu schaffen; aber sowie er sich einem Mädchen nähert, das für eine Ehe in Betracht kommt, versiegen die Triebwünsche, und der Asketismus, den die Furcht vor der Mutter und den Schwestern vorschiebt, schmückt sich mit dem Kranze sittlicher Überlegenheit. Andere Städtchen, andere Mädchen; doch die eine, nämlich die Mutter, welche der infantilen Sehnsucht nach Liebe und Zärtlichkeit Befriedigung verschaffte, ist es nicht.

Von hier aus verstehen wir die Sätze: *„Ich suche in der Ehe Geistigkeit, wie im Schachspiel; ich suche das Seelische, Intellektuelle;“* — *„im Schachspiel liebe ich*

die Kombinationsmöglichkeiten, wie in der Liebe.“ Das Gespenst der bösen Mutter und der inzestbelasteten Schwestern schiebt sich zwischen das Weib und unseren heiratslüsternen Spieler. Da muß die Liebe im Keime erstickt werden. Das einzige Mal, als es nicht geschah, betraf es ein anderweitig gebundenes Objekt.

Die Vorliebe für das Fianchettieren der Läufer, d. h. die Eindeckung zwischen Bauern, entspricht seiner Introversionstendenz. Zu den drei Bauern, zwischen die S. sich stellt, assoziiert er die Mutter und die beiden Schwestern. Von ihnen möchte er, so schwer er unter ihnen leidet, umgeben sein; aber er möchte auch Gelegenheit haben, plötzlich aus diesem Gehege hervorzubrechen. Die Wirklichkeit läßt diesen Wunsch nicht sehr aussichtsreich erscheinen. Seit Jahren sucht er eine Lebensgefährtin, bleibt aber auf demselben Fleck.

„Ich liebe sehr das Rochieren. Zu meinem Schaden nehme ich es oft zu früh vor. Es bezeichnet eigentlich eine Flucht vor dem Kampf. Der König will sich in Sicherheit zurückziehen. Dabei flüchtet er sich, wird aber oft erst recht matt gesetzt.“ In diesem Verhalten schildert S. unwissentlich die ganze Tragik seines bisherigen Lebens. Er selbst ist der König, der sich zurückzieht und introvertiert, wo er energisch handeln sollte. Er selbst flieht vor den Lebenskämpfen und muß seine Passivität oft so teuer bezahlen. Er selbst will sich in Sicherheit bringen, wird aber dabei matt gesetzt.

Außerlich entsteht freilich mitunter ein anderer Eindruck: „Ich greife sehr gerne an, auch wenn es nicht angebracht ist. Gewöhnlich geht es mir dabei schlecht. Ich verteidige mich nicht gut, und zwar im Schach, wie im Leben. Ich kann im Grunde auch nicht richtig angreifen; ich führe mich aber als Angreifer auf. Ich prüfe zu wenig, ob ich den Angriff wagen darf. Ich lasse ihn zu wenig aus dem Spiele hervorgehen, ich überlasse ihn dem Zufall. Im Leben eigentlich auch.“ Die Hamletbindung gestattet ihm keinen planmäßigen Angriff auf den Vater; sie erlaubt aber, einen Polonius und die Kämmerer zu erstechen. Nur geht unser Zwangsneurotiker nicht so strafflos aus wie ein Prinz. Seine aggressiven Anwandlungen sind größtenteils Selbstbestrafungen. Durch unvorsichtiges aggressives Verhalten hat sich der im allgemeinen mädchenhaft weiche Mann schon erheblichen Schaden zugezogen.

Und damit sind die hervorragendsten Züge seines ungeschickten Schachspieles erklärt. Er scheitert an der Unfähigkeit, die bösen Absichten seiner Odipuseinstellung durchzuführen, und übersetzt seine Kastrationsangst ins Spiel. Er darf nicht siegen, weil er den Vater nicht töten darf. Er ist ein Hamlet am Schachbrett.

Wir können noch allerlei Züge anführen, die unsere Auffassung bekräfti-

gen. So geriet er als Knabe in Wut, wenn seine Mutter, die ihn das Schachspiel gelehrt hatte, von einem Bekannten geschlagen wurde, und er glaubte seltsamerweise zu sehen, daß sie sich beim Spiel mit anderen Männern schämte, auch wenn ihre Spielchancen günstig standen. Wir verstehen, daß er allein die Mutter im Schach gewinnen und umbringen will, und daß er seine Erotisierung des Schachspieles in die Mutter projiziert.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er seine Hamletrolle auch auf den Sport überträgt. Ohne jemals einen Fußball zu berühren, ist er leidenschaftlicher Zuschauer. Als gar ein Fußballmatch zwischen Angehörigen seines Heimatlandes und fremden Gästen stattfinden sollte, war er lange Zeit fieberhaft gespannt: wieder trug er seinen Familienroman ins Spiel hinein.

Eine glühende Leidenschaft bringt er auch den öffentlichen Eheverkündigungen entgegen. Fast täglich begibt er sich zum Standesamt und kontrolliert das Alter der Nupturienten, wobei es ihn tief bewegt, wenn die Braut älter ist als der Bräutigam. Auch sich selbst wünscht er eine an Jahren überlegene Gattin. Aber konsequenter als im Schachspiel muß er sich in der Liebe auf die Rolle des Zuschauers beschränken.

Schon nach der ersten kurzen analytischen Besprechung der spielerischen Ungeschicklichkeiten behauptet unser Unglücksrabe, nun wesentlich besser zu spielen. Ob es wirklich möglich ist, das Schachspiel dem zwangsneurotischen Bereich mit so einfachen Mitteln bleibend zu entreißen, wird die Zukunft lehren.

Siegfried Bernfeld

Sisyphos oder: Die Grenzen der Erziehung

Zweite Auflage. In Ganzleinen M 6.50

Der geistreichste unter den Schülern des großen, genialen Sigmund Freud hat da den Pädagogen ein Büchlein gewidmet, das sie hoffentlich lesen und so bald nicht vergessen werden . . . Seit langem im fragwürdigen Bereich der Pädagogik keine wichtigere Erscheinung zu verzeichnen . . . Übrigens auch keine bei allem bitteren Ernst witzigere und vergnüglichere. (Gustav Wyneken im „Berliner Tageblatt“.)

Ein Buch, das alle Kulissen unserer pädagogischen Verbrämungen beiseite schiebt und jene Stelle aufdeckt, und zwar mit unwiderleglichen Griffen und Schlüssen, an der die wirklichen pädagogischen Probleme, nämlich die Verankerung der Staatsmacht in der Schule, bloßgelegt werden, nüchtern, leidenschaftlich, hinreißend. (Arnold Zweig auf eine Umfrage über „Das beste Buch des Jahres“ im „Tagebuch“.)

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

Zur Urgeschichte der Libido

Versuch einer anthropologischen Rekonstruktion

Von

Fritz Wittels

Seitdem Darwins (und Goethes) Entwicklungsgedanke allgemein anerkannt ist, sieht jedermann die Aufrichtung des Urmenschen, seine Verwandlung aus einem Vierfüßler oder Vierhänder in einen Zweifüßler, als die entscheidende Tat der Menschwerdung an. Er gewann durch diese Tat die Hand. Durch dieses Instrument und in den Waffen, die er in die Hand nahm, erhielt er überlegenen Ersatz für die Waffe des Gebisses und konnte auf mächtiges Gebiß und das breite, starre Maul verzichten, das noch der Gorilla zeigt. Der älteste Rest von menschenähnlichen Knochen ist der Pilt Down Schädel. Er scheint aus dem Pliocän zu stammen, zeigt aber noch affenartigen Unterkiefer und Zähne. Der zweitälteste Fund, der Unterkiefer von Mauer (*Homo Heidelbergensis*) zeigt äffische Form, aber menschliche Zahnung. Wir sehen hier das aufgerichtete Tier unterwegs auf dem Wege vom Tier zum Menschen. Durch die Verkleinerung des Mundes, Veränderung der oralen Muskulatur und Zahnung wurde der Mensch geschickt zum Sprechen. Auch noch beim Menschen ist der Mund ein Sitz des Ausdrucks der Zerstörung. Wulstige Lippen, vorstehende Kiefer, und deren Gegenteil: der lippenlose Mund, das zurückspringende Kinn des Mongolen (Indianers) gelten als sadistische Kennzeichen. Auch zuckt es uns verräterisch um den Mund, wenn wir wütend werden. Jedoch ist der Auftrag zu zerstören beim Menschen vornehmlich der Hand übergeben. Wir beißen unsere Feinde in der Regel nicht mehr, höchstens daß wir mit Worten töten. Aber Menschen küssen sich und wenn man uns erzählt, daß auch Tiere küssen, so ist das nicht dasselbe (Freuds erogene Zone).

Der tierische Schädel hängt schwer herab und muß von der Nackenmuskulatur gehalten werden. Die Statik des tierischen Körpers verlangt, daß der Schädel nicht zu schwer werde. Der Schädel des aufgerichteten Menschen balanciert nahezu schwerlos um die obersten

Wirbel und seine Knochenkapsel wurde durch die Schwerlosigkeit zu jenem unbegrenzten Wachstum befähigt, welche das Gehirn zu seiner Entwicklung benötigt. Die Augen stehen hoch oben wie ein Periskop und stimulieren durch das so sehr erweiterte Gesichtsfeld das Wachstum des Gehirnes. Die Netzhaut gehört ihrer Gewebsart nach mehr zum Gehirn als zum äußeren Sinnesorgan. Das Auge ist ein Stück Seele, wie es ein Stück Sonne ist. Vergleiche hiermit Goethe: „Wär nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nicht erblicken . . .“ — Der Gewinn des Augenperiskops mußte mit dem Verzicht auf die Witterung der Nase bezahlt werden. Das aufgerichtete Tier vergaß, schnüffelnd durch den Busch zu schleichen, das Mittier zu beriechen und vornehmlich durch den Geruchssinn Vorlust zu genießen; obgleich das Geruchsorgan auch im Geschlechtsleben des Menschen eine bedeutende Rolle spielt.

So ist die Menschwerdung ein Geschenk der Aufrichtung. Auch Tiere richten sich gelegentlich auf. Es ist aber nur Spiel bei ihnen. Selbst Menschenaffen laufen sogleich als Vierfüßler davon, wenn ihnen Gefahr droht. So darf man also annehmen, daß den Tieren nur dieses einmal Zeit blieb, aus dem Spiele Ernst zu machen und bei der aufrechten Stellung zu bleiben, bis Skelett und Muskulatur sich der aufrechten Stellung angepaßt hatten, so daß ein Zurück zum Vierfüßler nicht mehr möglich war. Die Aufrichtung auf die Hinterbeine ist aber auch bei den männlichen Säugetieren nicht nur ein Spiel. Ihr Sexualakt ist an diese Stellung gebunden und die Vorderbeine dienen dazu, das Weibchen zu umarmen und festzuhalten. Wir ziehen Darwins Prinzip der „sexuellen Zuchtwahl“ heran und kommen zu dem Schlusse, daß die Männchen machenden Männchen vor den weniger springlustigen den Vorzug erhalten haben. Wir werden später einen Gedanken ausführen, der die Entstehung der menschlichen Perversitäten im Rahmen unserer prähistorischen Rekonstruktion erklärt. Unter den Perversitäten ist eine, die Exhibition genannt wird und deren Wurzeln im Sinne des eben zitierten Darwinschen Prinzipes tief in die Biologie von Tier und Pflanze hineinreichen. Sich zeigen, sich ausstellen, spielt im Fortpflanzungsmechanismus des Lebendigen eine bedeutende Rolle. Das männliche Genitale macht in der Reihe der Säugetiere vom vogelverwandten Schnabeltier

bis zum Menschen eine deutliche Veränderung im Sinne der Exhibition durch. Die Testikel wandern von innen nach außen, der Penis tritt immer deutlicher hervor, er ist noch beim Hunde in einer Hautfalte verborgen, wenn er nicht erigiert ist. Die Aufrichtung des Menschen kann als letzter Schritt in dieser Entwicklung angesehen werden. Sie hatte zur Folge, daß das Weibchen die Liebesbereitschaft des Männchens, sein erigiertes Membrum gut erblicken konnte. Wenn man erfahren will, ob der Gleichlaut des Wortes Erektion für Liebesbereitschaft und die aufrechte Haltung des Körpers tieferen Sinn hat, mag man die Psychoanalyse fragen, der die Symbolisierung des Membrum durch den ganzen Körper geläufig ist. Jeder Tag bringt dem Analytiker Träume dieser Art. Traum eines Impotenten als Beispiel: *„Ich stehe vor der Königin, jedoch nicht in unterwürfiger Stellung, sondern wie ein Soldat, steif aufgerichtet und warte auf ihre Befehle.“* Die Symbolisierung des Wunsches ist deutlich genug.

Ein anderes Traumbeispiel: *„Ich sitze auf einem Balken, der auf und nieder geht wie eine Schaukel. Am anderen Ende sitzt mein Vater. Er geht nieder, ich steige hoch in die Höhe.“*

Der Ernst im Spiele und die treibende Kraft, die zur Aufrichtung führte, könnte also sehr gut die uns wohlbekannte Komponente des Geschlechtstriebes gewesen sein, die wir Exhibition heißen. Ein Hauptunterschied zwischen Mensch und Tier ist des Menschen Nacktheit. Er hat sein Haarkleid abgeworfen. Daß er es in einem warmen Klima nicht brauchte, ist keine genügende Erklärung. Zwar sind die Pelze in kalten Ländern dicker, aber kein tropisches Tier ist so nackt wie der Mensch. Wir können den Abwurf des Haarkleides im Zeichen der geschlechtlichen Zuchtwahl erklären. Die Geschlechtslust ist eine Angelegenheit des Tastsinnes. Die weniger behaarten Liebesgefährten wurden den Behaarten vorgezogen. Wir erleben heute im Zeitalter der glatt rasierten Männer und Frauen etwas Ähnliches.

Alle Biologen sehen sich gezwungen, für die Entwicklung des Urmenschen vom Vierfüßler zum Zweifüßler, zum nackten, küssenden, tanzenden, singenden und sprechenden Menschen, eine lange dauernde „Asylzeit“ anzunehmen. Wir stellen uns eine an Üppigkeit überquellende Insel als Wiege des Menschengeschlechtes vor. Der Elefantenwald strotzte von Früchten, von Beeren voller Saft, rotfunkelnd oder blau

und braungelb; man konnte sich mühelos satt essen. Süße Datteln, knusprige Nüsse, fleischige Bananen: alles war da für alle. Palmen streckten ihre Wedel hoch in den blauen Himmel, der Schaft wuchs aus dem undurchdringlichen Schlinggewächs des Urwaldes heraus und buntfarbige Vögel jubilierten in den Zweigen — wenn sie nicht in der Mittagshitze verstummten . . .

Unter solchen Umständen mußte die Libido außerordentlich zunehmen und die vergrößerte sexuelle Bedürftigkeit mag zur Aufrichtung der gierigen und ewig geilten Männchen geführt haben. In der Tat sehen wir die Libido beim Menschen unvergleichlich höher anschwellen als bei irgend einem Tier. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit ist bei vielen Säugetieren größer als beim Menschen. Aber nur dem Menschen allein war es beschieden, seine Libido von der Fortpflanzung bis zu einem erstaunlichen Grade zu lösen und zum Selbstzweck zu machen. Tiere pflanzen sich fort — der Mensch, und nur er, kann lieben. Tiere bespringen sich von rückwärts. Sie beschnüffeln sich, aber sie sehen sich nicht ins Gesicht, wenn sie einander umarmen. Die gegenseitige Umarmung, das Tauchen der Augen ineinander, der Kuß: wiederum Geschenke der aufrechten Haltung und wahrscheinlich eine Hauptursache unseres Sinnes für Schönheit.

Wir stützen die Behauptung, daß der Mensch seine Libido vom Fatum der Fortpflanzung gelöst hat, auf zwei Tatsachen. Erstens: Ersatz der tierischen Brunstzeiten durch ununterbrochene Liebesbereitschaft. Zweitens: die Perversitäten im Liebesleben der Menschen, welche vom christlichen Gesetze als wider die Natur abgelehnt werden, eben weil sie das Ziel der Fortpflanzung nicht erreichen.

*

Das Geschlechtsleben der Säugetiere ist an kurzdauernde Brunstzeiten gebunden. Außer dieser Zeit interessieren sich die beiden Geschlechter nicht für einander. Das weibliche Tier wird hitzig, wenn das Ovulum zur Befruchtung reif geworden ist. Das männliche Tier wittert das, und es gibt Forscher, die behaupten, daß beim Männchen nur dann Sperma entwickelt wird, wenn die Witterung des hitzigen Weibchens in der Luft liegt. Außerhalb der weiblichen Brunstzeit entwickeln die männlichen Säugetiere kein Sperma — das Hausrind viel-

leicht ausgenommen.¹ Wenn dem wirklich so ist, hätten wir eine weitere Bestätigung der Vermutung, daß das schöpferische Prinzip dem Weibe und der weiblichen Substanz anvertraut ist. Man hat Experimente ausgeführt, die zu beweisen scheinen, daß dem Männchen auch während der Brunstzeit Sperma und sexuelle Aggression fehlen, wenn man Weibchen sorgfältig aus seiner Witterungssphäre entfernt. Freilich reicht diese Witterungssphäre unglaublich weit. J. H. Fabre, dem man den schönen Namen eines „Homers der Insekten“ gegeben hat, berichtet, er habe gewisse weibliche Schmetterlinge in einen Kasten gesperrt und viele hundert Meilen von dem Platze wegtransportiert, wo ihresgleichen leben. Die männlichen Schmetterlinge kamen nach. — Man hat auch Versuche mit Haustieren weiblichen Geschlechtes angestellt, die man außerhalb ihrer Zeit zum Brunsten bringen konnte. Männchen, die man ihnen zuführte, waren dann bereit sie zu bespringen. Darwin hat den Satz aufgestellt, daß die Art immer durch das Weibchen repräsentiert werde. Die sekundären Geschlechtsmerkmale des Männchens: Mähne des Löwen, Hahnenkamm, Sporen, Schwanzfedern usw., verwischen die Grundzüge der Art. Die Abhängigkeit des männlichen Sexuallebens vom weiblichen zeigt, daß die Weibchen ihre Art nicht nur repräsentieren, sondern auch den Zeugungsakt kontrollieren.

Zeigt schon die unlösbare Verbindung zwischen Eireife und Sexualakt, daß bei Tieren ein engerer Zusammenhang zwischen Geschlechtsleben und Fortpflanzung besteht als beim Menschen, so wird dieser Zusammenhang noch klarer, wenn man den Zeitpunkt betrachtet, die Jahreszeit, in der frei lebende Säugetiere brunsten. Dichter besingen immer wieder den Frühling als die Zeit der Liebe. Im Frühling blühen die Pflanzen. Aber bei Tieren ist der Frühling nicht die Zeit der Blüte sondern der Ernte. Im Frühling werden sie geboren. Die Zeit der Brunst liegt bei jeder Tierart gerade so weit vor dem Frühling, als die Tragzeit ausmacht. Die Natur sorgt für den Wurf. Die Jungen sollen gute Jahreszeit ausnützen, so lange als möglich, um die Unbill des Winters besser ertragen zu können. So röhrt der Hirsch im Oktober, wenn es schon empfindlich kalt ist. Die Häsin wird im Februar läufig, also mitten im Winter. Hasen zeugen in Eis und Schnee. Diese

1) R. Schmalz, Das Geschlechtsleben der Haussäugetiere.

Termine sind nötig, damit junge Hirsche und junge Hasen im Frühling zur Welt kommen. Nach Karl Keller sind die Paarungszeiten für wild lebende Kaninchen Februar bis Mai. Wolf: Ende Dezember bis Mitte Januar. Fuchs: Mitte Februar. Gemse: Mitte November bis Anfang Dezember. Das Reh brunstet, bei einer Tragzeit von fünf Monaten, Mitte August. Jedoch ruht bei dieser Spezies die Weiterentwicklung im Furchungsstadium vier Monate, so daß der Wurf auch hier in den Frühling fällt.

Die Natur ist in Fortpflanzungssachen tiefernst und läßt keine Ausnahmen zu. Bei Haustieren liegen die Verhältnisse etwas anders. Auch sie zeigen Brunstzeiten und Zwischenzeiten, in denen das Weibchen das Männchen nicht annimmt. Indessen sind die Brunstzeiten der Haustiere viel häufiger, die unserer Huftiere alle drei bis vier Wochen und unabhängig von der Jahreszeit das ganze Jahr hindurch. Sie sind durch die Fürsorge des Menschen (Stall, Futter) geschützt und haben ihre Fortpflanzung den verbesserten Verhältnissen angepaßt. Wir erzielen in unserer Viehzucht stärkere Vermehrung als die Natur beim frei lebenden Säugetier. Unterschiede zwischen wild lebenden Tieren und Haustieren konnten wiederholt im Entstehen beobachtet werden. Auf dem polnischen Gute des Grafen Pless hat man Auerochsen gezüchtet und sie nach verhältnismäßig kurzer Zeit so weit gebracht, daß sie durch das ganze Jahr hindurch regelmäßig brunsteten, während ihre wild lebenden Brüder weiterhin nur einmal im Jahre brünstig wurden. Ähnliche Verhältnisse bestehen bei Mäusen, Meerschweinchen und anderen Tieren, je nachdem ob man sie in der Freiheit oder im Stall beobachtet. Sicherheit und Unabhängigkeit steigern die Libido bei Tieren ebenso wie beim Menschen.

Beim Menschen ist von der tierischen Brunstzeit nicht eine Spur übrig geblieben. In der Asylzeit mag sie zunächst häufiger und häufiger geworden sein wie bei den Haustieren, bis sie schließlich durch ununterbrochene Liebes- und Schwangerschaftsbereitschaft ersetzt wurde. Selbst Biologen werden uns die Bemerkung erlauben, daß Liebe von der Eireifung unabhängig ist. Der Mann hat Sperma das ganze Jahr hindurch und sehnt sich ohne Unterlaß nach dem Weibe — von kurzen Pausen der Erschöpfung abgesehen. Wir wollen hier den Irrtum berichtigen, als wäre etwa der Stier in seiner sexuellen Brunst dem

Menschen ungeheuer überlegen. Tierzüchter haben mir gesagt, daß die Potenz des Stieres, so wild er sich im Anfang gebärdet, schnell erschöpft ist, weit schneller als wir dies beim Menschen zu sehen gewohnt sind. — Das Weib ihrerseits ist ihrer Natur nach stets bereit, den Mann zu empfangen. Ihre Hemmungen gegen den Mann sind nicht mehr biologisch sondern kulturell.

Einige Worte über die Menstruation. Für den unbefangenen Beobachter scheint die monatliche Blutung des Weibes ein Äquivalent der Brunst zu sein. Das ist aber ein Irrtum. Blutungen kommen bei brünstigen Tieren im allgemeinen nicht vor. Nur bei der Hündin ist etwas erheblichere Blutung zu bemerken. Die Schleimhaut des brünstigen Weibchens ist aufgelockert und saftstrotzend, das ist alles. Die Menstruation des Menschenweibes bedeutet die Abstoßung des Nestes, das für das befruchtete Ei allmonatlich vorbereitet wird. Wenn das menschliche Ei — in merkwürdiger Abhängigkeit von der Umlaufzeit des Mondes alle 28 Tage reifend — nicht befruchtet worden ist, dann wird nach einer Wartezeit von etwa vierzehn Tagen das in der Gebärmutter vorbereitete Nest unter Blutung abgestoßen, um für die Bildung des nächsten Nestes Platz zu machen. Während also beim Tiere die Ovulation, das ist die Bereitschaft eines befruchtungsfähigen Eies, mit der Brunstzeit unfehlbar zusammenfällt, ist die Menstruation des Weibes von der Eireife soweit als möglich entfernt. Die Wahrscheinlichkeit der Befruchtung ist zur Zeit der Menstruation am geringsten. Somit kann man eher sagen, daß die Menstruation das Gegenteil der tierischen Brunst darstelle.

Das Weib ist also nicht ihren tierischen Geschlechtsgenossinnen ähnlich, weil sie menstruiert, sondern sie unterscheidet sich durch dieses fragwürdige Geschenk der Natur von allen Tieren, mit Ausnahme weniger Affenarten, die menstruieren, z. B. der *Macacus*. Viel Blut zu verlieren ist eine ausgesprochen menschliche Erwerbung. Man hat viel darüber nachgedacht — in Ermangelung von Tatsachen ist diese Frage gänzlich der Willkür unserer Spekulation überlassen — warum menschliche Weiber im Gegensatz zu Tieren allmonatlich bluten. Metschnikoff nimmt an, daß in der „Asylzeit“ der Menschwerdung die Weibchen des Urmenschen nicht menstruierten, weil sie von einer Schwangerschaft in die andere gerieten und so niemals in die Lage kamen, Nester für

nicht befruchtete Eier abzustößen. Der natürliche Zustand des Urweibes, aus dem es während der ganzen Zeit seiner Fortpflanzungsfähigkeit niemals herauskam, sei die Schwangerschaft gewesen. Nicht schwanger zu sein, wäre ein Ausnahmezustand gewesen, gewissermaßen eine Krankheit des Urweibchens, die später, als die Lebensbedingungen schlechter wurden, immer häufiger eintrat. So fiel die ganze unheimliche Angelegenheit, daß der weibliche Mensch blutet, ohne verletzt worden zu sein, daß ihr geschlossener Organismus eine Lücke aufweist, sich allmonatlich wie verwundet zeigt, mit unter die tragischen Ereignisse, die das Menschengeschlecht bei Einbruch von Eis und Not überfallen haben.

Primitive Völker wissen, daß die Zeit der Menstruation nicht der geeignete Moment der Erzeugung von Kindern ist. Metschnikoff meint, daß das allgemein geltende Gesetz, Frauen seien während dieser Zeit unrein und tabu, dem vagen Gefühle entspreche, daß so etwas eigentlich nicht sein solle und von pathologischem, jedenfalls abnormalem Gepräge sei. Im jüdischen Ritus gilt das Weib für unrein bis zum vierzehnten Tag, vom Anfang der Menstruation gerechnet. Dieser Ritus ist ein asketischer Versuch, den Coitus in den Rahmen des Fortpflanzungsmechanismus, das ist ins Tierische, zurückzupressen.

Ich weiß nicht, ob allgemein bekannt ist, daß auch das H y m e n auf die Spezies des Menschen beschränkt ist. Tiere haben kein Hymen — es gibt also unter ihnen keine Jungfrauen in unserem Sinne und — um das gleich vorweg zu nehmen — keine Bleichsucht. Bleichsucht ist eine Krankheit von Mädchen, die heute glücklicherweise nur mehr selten vorkommt. Sie wird jetzt allgemein als eine Vergiftung erklärt, die von der Mikrobenstauung hinter dem Hymen stammte. Seitdem man unseren Mädchen gestattet, ihre Genitalien rein zu halten — so unmoralisch das auch zu sein scheint — ist diese lange Zeit so rätselhafte Krankheit, die mit der Verheiratung unserer Jungfrauen plötzlich endete, nahezu verschwunden. Anatomisch entspricht dem weiblichen Hymen beim Manne der Folliculus seminalis, das ist eine Erhebung der urethra, welche die Vermischung von Sperma und Urin verhindert. Beim Weibe liegen die anatomischen Verhältnisse quo ad Vermischung von Urin und Genitalschleim ungünstiger. Das Hymen ist das vernachlässigte Rudiment der männlichen Sperr-

klappe. Metschnikoff bietet auch hier eine Theorie an. Die Verantwortung dafür liegt bei ihm. Blutung und also auch blutige Defloration sind für ihn allemal abnormale Vorkommnisse. Aber beim Urmenschen begann das Geschlechtsleben sehr früh, wie auch noch heute bei den Südseeprimitiven, vor dem achten Lebensjahr. Der dünne Penis hat, nach Metschnikoff, das Hymen nicht zerrissen, sondern langsam gedehnt, was zur Erhöhung der Lust beitrug. Das menschliche Hymen wäre also ein Geschenk der Bisexualität, das sich entwickeln konnte, ohne zu blutigen Taten zu führen, weil es in Urzeiten regelmäßig schon vorher durch Dehnung zerstört war. Durch die spätere Verarmung des Menschen hat seine Libido Wandlungen, Einschränkungen, Verbote erfahren, die das Hymen anatomisch und symbolisch zu dem gemacht haben, was es heute ist und vielleicht morgen nicht mehr sein wird. Es hat Kulturen gegeben, die das Hymen im zartesten Alter operativ entfernten wie das Praeputium des Mannes.

Von allen diesen Hypothesen bleibt als sicher und zwingend nur die Tatsache übrig, daß Liebe und Zärtlichkeit des Menschen Selbstzweck geworden sind und nicht mehr bloße Fortpflanzungsmechanismen. Auf der Stufe des Urmenschen kann man freilich von Liebe noch nicht sprechen. Die Konzentration auf ein einziges Liebesobjekt: „Die oder keine!“, „Ihn oder den Tod!“, „Ewig dein!“, Qual und Kraft der Liebe sind Spätprodukte der Zivilisation. Dem afrikanischen Busch sind sie unbekannt. Die Liebe des christlichen Kulturkreises ist bei Tieren nirgends zu finden. Da sie — wie wir immer wieder hören — auch den primitiven Menschen fremd ist, muß man sie bei einer Rekonstruktion der Menschwerdung aus dem Spiele lassen. Immerhin ist auffallend, daß die Sehnsucht nach dem Kinde auch beim Kulturmenschen gerade dort fehlt, wo die Liebe ihre höchsten Grade erreicht. Der Kausalnexus zwischen Liebe und Fortpflanzung ist in das Bewußtsein Liebender erstaunlich wenig eingedrungen. Romeo und Julia, Tristan und Isolde, Rousseaus Heloise, Goethes Werther sprechen nicht davon. Die Dichter der Liebe verbinden die Passion mit allen Höhen und Weiten, mit dem Tode und dem ewigen Leben. Aber die Dichter lassen ihre Figuren nur selten von den Kindern sprechen, die sie nun in die Welt setzen wollen. Solche Erwägungen der bürgerlichen Familie würden der Poesie gewaltig schaden. Man soll die Philosophie

der Eheschließung und des Ehestandes nicht mit der Philosophie der Liebe verwechseln.

Wir finden bei den Primitiven noch nicht, was wir unsere Liebe nennen. Wir finden aber bei ihnen die Vorarbeit, die zur Entstehung der Liebe des zivilisierten Menschen nötig war: die Liebesbereitschaft ohne Ende und ohne erhebliche Pause. Verdiente denn ein Gefühl, das etwa zweimal im Jahre aufträte wie bei Hunden oder sogar alle vier Wochen wie bei domestizierten Huftieren, überhaupt den Namen Liebe?

*

Man hat Perversionen auch bei Tieren beschrieben. Homosexuelle Tiere soll es geben. Hirsche masturbieren in der Brunstzeit; auch bei Affen, Hunden, Bären, Kamelen, Elefanten und sogar beim Papagei hat man Masturbation gesehen. Der sexuelle Reizzustand akzeptiert alles, was ihn herabsetzen kann. Die Natur läßt sich kleine Abirrungen von ihren Zielen gefallen. Aber was man im Tierreich findet — vom Affen abgesehen, der Hände hat — ist mikroskopisch klein im Vergleiche mit der Masturbation beim Menschen, der fast niemand in seinem Leben entgeht (physiologische Masturbation) und auch im Vergleiche mit der Homosexualität, die in antiken Kulturen für normal galt und im Orient noch heute gilt. Diese und andere Perversionen werden von vielen Beurteilern nichtswürdige Laster genannt oder milder: Krankheiten. Darüber läßt sich streiten. Aber lasterhaft, krankhaft oder nicht: kein Tier entwickelt solche Laster oder Krankheiten in irgend erheblichem Maße. Wir sehen das Vorhandensein der Perversionen als den anderen Beweis für die Tatsache an, daß des Menschen Sexualleben von der Eireifung gelöst ist.

Wenige Feststellungen Freuds haben seine Zeitgenossen mehr verärgert als die, daß in uns allen Instinkte existieren, die zu Perversitäten werden, wenn wir ihnen gestatten sich auszuleben. Jeder Mensch hat die Anlage zu Homosexualität, womit nicht gesagt ist, — was ja ein offener Irrtum wäre, — daß alle Menschen homosexuell sind. Ich setze Vertrautheit mit Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ voraus, verweise auch auf mein Buch „Critique of love“. Ich habe hinzuzufügen, daß wir die Masturbation ebenso als eine Folge der menschlichen Hand hinzunehmen haben, wie alle die mehr glorreichen Errungenschaften, die da als Geschicklichkeit,

Wehrhaftigkeit, Sprache u. a. m. gerne aufgezählt und gerühmt werden. Da war ein sexuell hoch stimuliertes Tier, da war die Hand, die in verführerischer Nähe des Genitales pendelte: die Masturbation kam von selbst, wie sich der Hund kratzt, wenn ihm das Fell juckt. Die Folgen dieser neuen Möglichkeit der Selbstbefriedigung müssen, wie ich glaube, für sehr bedeutend angesehen werden.

*

Die Anthropologen scheinen heute einmütig die Entstehung des Menschen in die geologische Tertiärzeit zu verlegen. Auf die Tertiärzeit folgte bekanntlich eine Ära, in der ein großer Teil der Erdoberfläche übergletscherte. Die Eiszeit setzte vor etwa 150 Myriaden Jahren ein. Man unterscheidet vier Eiszeiten und drei Zwischeneiszeiten. Manche Geologen sehen unsere Epoche für eine vierte Zwischeneiszeit an und erwarten eine fünfte Übergletscherung. Diese Ansicht ist eine Möglichkeit, die sich weder beweisen noch widerlegen läßt, da wir die Ursachen der viermaligen Übergletscherung nicht kennen.

Der älteste menschliche Knochen, den wir kennen, stammt aus der ersten Zwischeneiszeit. Ältere Funde in England und neuerdings in China sind kontrovers. Es gibt aber noch ältere Überreste von Menschen ähnlichen Lebewesen. Zwar nicht Teile ihres Skelettes, aber Andenken beginnender Geschicklichkeit. In Lagern, die geologisch dem Tertiär angehören, hat man Feuersteine in großer Zahl gefunden, die von Menschenhand geschärft sind. Man nennt diese Steine Eolithe, d. i. Morgenrotsteine. Andere Reste eines Urmenschen aus jener Epoche sind nicht gefunden worden. Mir selbst ist es niemals gelungen, die Eolithen mit Sicherheit von natürlichen Schwemm- und Erosionsprodukten zu unterscheiden. Aber Fachleute versichern, daß kein Zweifel mehr aufkommen könne, die Eolithen seien unbedingt das Werk von Menschenhand. Man findet heute diese Steine in allen Museen für Urgeschichte, denn ihre Zahl ist sehr groß und ihr Fundbereich erstreckt sich über eine Epoche von kaum weniger als zwei Millionen Jahren des Tertiär. Dazugerechnet die einundeinhalb Millionen Jahre seit dem Einsetzen der ersten Eiszeit, ergäbe für das Menschengeschlecht ein Alter von $3\frac{1}{2}$ Millionen Jahren.

Da kein Tier Steine schärfen kann, muß ein Wesen, das Eolith hinterließ, als Mensch angesprochen werden. Unerklärt bleibt, warum

man so viele Eolithen und niemals Menschenknochen dabei findet. Vielleicht weil die Menschen — von Dämonenfurcht noch frei — ihre Leichen nicht begruben. Erstaunlich auch, daß die Eolithen in der ganzen unfassbar langen Epoche von Millionen Jahren keinen Fortschritt zeigten. Der Mutation vom Tier zu einem Eolithen schärfenden Tertiärmenschen folgte kein weiterer Fortschritt bis zur „älteren Steinzeit“, die höchstens bis zur zweiten Zwischeneiszeit zurückreicht. Der Unterkiefer von Mauer aus der ersten Zwischeneiszeit zeigt noch stark affenartigen Charakter. Es ist Sache des Tieres, sich nicht zu verändern. Das Pferd, der Hund, die Katze — obwohl Haustiere und dem Beispiel des Menschen bis zu gewissem Grade zugänglich — sind heute nicht klüger, unterscheiden sich in nichts von ihren Vorfahren zur Zeit Julius Caesars oder des Königs Menes von Ägypten. Es ist Sache des Menschen, mindestens technisch rastlos Fortschritte zu machen. Mögen also die Eolithen künstlich behauen sein oder nicht: ihre durch Millionen Jahre festgehaltene Unveränderlichkeit zeigt, daß noch eine Mutation nötig war, um die Entwicklung des Menschen in Bewegung zu setzen. Wann diese zweite Mutation stattfand, wissen wir nicht. Der Neandertaler (*homo primigenius*), so äffisch er anmutet, steht unbedingt schon nach dieser entscheidenden Mutation. Er kannte das Feuer und bestattete aus Dämonenfurcht seine Toten. Er lebte in der dritten Zwischeneiszeit vor 150 bis 200.000 Jahren. Somit ist die Spezies Mensch (der Acheuléen-Jäger) mindestens so alt. Wie alt er höchstens ist, können wir nicht angeben. Wenn wir die Eolithen als Beweis für die Existenz von Menschen anerkennen, geht das menschliche Dasein auf mehrere Millionen Jahre zurück. Der Unterkiefer von Mauer (*homo Heidelbergensis*) ist einundeinhalb Millionen Jahre alt. Solche Zahlen für das Alter des Menschengeschlechtes nannte auch Arthur Keith auf dem englischen Naturforscherkongreß, 1927.

*

Die Paläontologen warten uns mit großen Zahlen auf, aber sie lassen uns in allen wesentlichen Punkten im Stich. Immerhin sehen wir, daß unsere Urväter mehrmals durch Zeiten des Reichtums und durch Zeiten der Not zu gehen hatten. Weiter oben angestellte Erwägungen über die aufrechte Stellung und den Vorstoß der Libido führen uns zu dem Schlusse, daß die entscheidende Mutation entweder

im warmen und üppigen Tertiär oder in der ersten Zwischeneiszeit stattgefunden haben mag. Das Schicksal des Menschen war, immer wieder in Not zu versinken, wenn er sich auf Erden wohl bekommen ließ, und aus dieser Not auch wieder zu verhältnismäßigem Reichtum zu gelangen. Dieses Schicksal könnte manches Zwispältiges an uns erklären. Ich teile einige Zahlen mit, weil ich weiß, daß vielen Menschen Zahlen über alles gehen: I. Eiszeit 100.000 Jahre — I. Zwischeneiszeit 400.000 Jahre — II. Eiszeit 100.000 Jahre — II. Zwischeneiszeit 550.000 Jahre — III. Eiszeit 150.000 Jahre — III. Zwischeneiszeit 130.000 Jahre — IV. Eiszeit 40.000 Jahre — Gegenwärtige Periode, vielleicht IV. Zwischeneiszeit, ungefähr seit 30.000 Jahren — Summe 1,500.000 Jahre.

Man sieht, daß nach dieser Rechnung die ersten beiden Zwischenzeiten um mehr als das Fünffache länger anhielten, als die ersten beiden Eiszeiten. Stärkt das nicht den ohnehin zwingenden Schluß, daß Menschen weit mehr Kinder der Lust als der Not sind?

Wir wollen hiermit die Paläontologie und die Geologie verlassen, um uns wiederum biologischen Überlegungen anzuvertrauen. In Wald und Feld war der Tisch gedeckt. Die Ovulation wurde beschleunigt. Bei den domestizierten Huftieren erreicht sie die Geschwindigkeit von vier Wochen. Über diese Geschwindigkeit ist auch das menschliche Weib nicht hinaus gekommen. Aber die Potenz der Männchen ging weit über dieses Maß hinaus. Sie hatten sonst nichts zu tun, als ihrer Lust nachzujagen. Den Weibchen waren von der Natur Pflichten auferlegt: Junge auszutragen, zu gebären, zu erziehen. Die Weibchen brauchten Ruhe zu diesem Geschäft, sie mieden die liebestollen Männchen, verbargen sich vielleicht in Höhlen und Schluchten, um ihrer Wut zu entgehen. Die Männchen fanden sie auch dort und schlugen ihnen den Schädel ein, wenn sie nicht gutwillig waren. Daß sie den Müttern die Kinder von den Brüsten rissen, unterliegt nach dem, was wir dem Urmenschen zumuten dürfen, kaum einem Zweifel. Der Fortpflanzungstrieb war in Form der Libido so stark geworden, daß er zur Gefahr für seine eigenen Zwecke wurde.

Jeder Viehzüchter weiß, daß er zu viele Männchen, das heißt zu wenig Weibchen erzielt, wenn er seinen Viehbestand durch gute Pflege vermehrt. Deshalb schießt der Jäger nur die Böcke und ein

einzigster Stier genügt dem ganzen Dorfe. Aus dem Überfluß macht man Ochsen. In der freien Natur ist das Weibchen gewöhnlich auch noch den Angriffen von Raubtieren stärker ausgesetzt als das Männchen. Wir haben also davon auszugehen, daß der Vorstoß der Libido Mangel an brauchbaren Weibchen erzeugte. Die Frage: „wo ist das Weibchen und wie kann ich in seinen Besitz gelangen?“ war vielleicht die erste Herausforderung an die Sekundärfunktion. Man mußte stark und schnell, man mußte auch listig und vorbedacht sein, um das Weibchen zu erjagen, das mit seiner Brut beladen auf der Flucht vor dem Männchen war. Das Weibchen mußte noch listiger sein, da es nicht schneller und stärker sein konnte. Da mag viel erfunden worden sein auf beiden Seiten.

Schon weit tiefer in der Tierreihe ist den Tieren das Verstecken von Knochen und anderer Nahrung bekannt. So dürfen wir annehmen, daß erfinderische Männchen Höhlen und Gruben dazu benutzten, um ein Weibchen gefangen zu halten und zu verbergen. Es gab genug zu essen und Nahrungsmittel waren infolgedessen kein wertvolles Gut. Es gab nur ein Einziges, das fähig war als Eigentum geschätzt zu werden, nämlich das Weib, weil ihrer zu wenig waren. Ein reicher Mann war damals, wer ein Weib besaß. In diesem Sinne kann Liebestollheit als Erfinder des Eigentums angesprochen werden. Vor Besitzstörung waren diese Vorläufer der Besitzenden vermutlich nicht geschützt, obgleich wir schon im Tierreiche die Anerkennung dieses Besitzes als Einrichtung finden. Der Hahn im Hühnerhof hat nur einmal und dann lange nicht wieder um die Anerkennung seines Besitzes an Hennen zu kämpfen. Ebenso geht es dem Platzhirsch, der Jahre lang seinen Distrikt beherrscht.

Mein Weib — das erste Eigentum, magisches Vorbild und Prototyp des Eigentums, würde erklären, warum der zivilisierte Mensch sein Eigentum so sehr liebt. Er liebt es wie ein Du, es gibt außer seiner eigenen Person kaum etwas, was er mehr liebte als sein Eigentum. Er will es durchaus erraffen: mit List und Ausdauer, mit Schnelligkeit und Brutalität. Die Not der Eiszeit hat das Männchen sehr verändert. Seine Libido ist vom Weibchen abgezogen und in seinen Besitz gefahren. Ohne Zwischenglieder kann das nicht abgegangen sein. Wir werden noch darauf zurückkommen.

Ich würde mich nicht wundern, wenn man entdeckte, daß der primitive Staat eine Gründung von Weibchen war. Von Mutterrecht und Mutterstaat berichtet man uns schon seit langem. Aber das kann nicht die ursprüngliche Form gewesen sein. Wie Tiere sich zusammenrotten, weil sie einzeln zur Beute der Großkatzen werden und (noch ohne Führer) durch die Steppe ziehen, so können sich die Mütter zusammengetan haben, daß die blutigen Männchen den Kürzeren zogen. Es galt die Brut zu schützen und das schuf den Staat. Diese naturhafte Gründung wurde viel später vom Manne übernommen, organisiert und für seine mörderischen Zwecke umgestaltet. Er verwendete die von Müttern gegen ihn erfundene Einrichtung gegen die Mütter. Denn der Hauptzweck des Staates war Krieg zu führen und das — sollte man meinen — kann doch den Müttern der Krieger nicht recht gewesen sein. Kriege führte man in der Eiszeit; in der Zwischeneiszeit hatte man angenehmere Beschäftigung.

Wie immer das gewesen sein mag, es waren nicht genug Weibchen da, und unter diesem Mangel litten vor allem die schwachen, zaghaften, langsamen Männchen. Was sollten sie mit ihren strotzenden Samenbläschen beginnen? Sie masturbierten, wie sie noch heute tun. Jedoch zeigt die lange Reihe von Perversitäten verschiedenster Art, daß Menschen auf ihrem Wege vom Weibchen zum Weibchenersatz sehr viele Stationen fanden, die sie besetzen können. Der Fetischismus steht von allen Perversionen der tierischen Stufe am nächsten. Der Geruch des Weibchens, Haarbüschel, eine Nußschale, die sie in Händen gehalten und dann weggeworfen, wurden zum Fetisch. Solcher Fetisch konnte oral genossen, das heißt in den Mund gesteckt werden, wie der Säugling seine Fetische zum Munde führt. Der echte Fetischist von heute hat für das Weib keine Verwendung. Er flieht es zugunsten von Kleidungsstücken, die von ihm stammen. Wir wollen unsere Ur-ahnen zunächst als beweglich in ihrem Fetischismus ansehen. Wenn ein Weibchen auf den Plan trat, dann ließ man wohl den Fetisch liegen und alle Sinne kannten dann nur dies eine Ziel: das Weibchen.

Der Ausgangspunkt ist aber gerade, daß Weibchen schwer erreichbar waren und ersetzt werden mußten. Die ungestillte Libido überflutete alles Tun des Männchens. Sein Gehirn war sexualisiert und erfand an Stelle des Weibchens das Bild, die Phantasie des Weibchens. Die

Libido wurde zu jener beweglichen und verschiebbaren Energie, welche die Psychoanalyse heute für ihre Mechanismen postuliert. Eine Ahnung von Weiblichkeit lag auf aller Lust, die Idee des Weibchens war immer lebendig und die Lust vermutlich umso höher, je näher das Objekt zum Weibchen stand. Die Masturbation dürfte im Sinne des bedingten Reflexes eine bedeutende Rolle dabei gespielt haben. Durch sie wurde alle Lust genitalisiert und mit dem sexuellen Zentrum in Verbindung gebracht. Die Lust wurde aber auch entgenitalisiert und auf den ganzen Körper abgeleitet, so daß jede Stelle des eigenen Körpers zum Träger von Lust wurde. Freud beschreibt in diesem Sinne den Säugling als polymorph-pervers. Ohne Mühe sehen wir unseren Urmenschen in seiner überlibidinösen Vorzeit sich selbst genießen beim Klettern, Springen, Tanzen und Jauchzen wie unsere Kinder. Alles das war angenehm, war Entspannung und machte glücklich. Man fraß über den Hunger und fühlte die Passage der Nahrung über die Zunge, die Dehnung der Magenwände, die Absonderung durch den Enddarm als Lust. Man horchte auf den Gesang der Vögel, das Rauschen des Waldes, des Wassers, hoffte wohl, daß alles dies von einem geahnten Weibchen ausging, und Auge und Ohr wurden zu erogenen Zonen wie die gesamte Oberfläche des Körpers, der Mund, der Anus ganz besonders.

Bis jetzt war nur von der Masturbation des Mannes die Rede. In der üppigen Epoche, die Überfluß an liebestollen Männchen hervorbringt, vor denen sich die immer wieder geschwängerten Weibchen verstecken müssen, ist für die Masturbation des Weibes kein Platz. Die Reizung der Clitoris ist eine Nachahmung des Mannes und stammt aus einer Zeit, in der auch das Weibchen es nötig hatte, sein eigenes Männchen zu sein. Von dieser Zeit einer Not an Männchen — der Eiszeit — wird bald die Rede sein. Jedoch können wir schon hier ein Seitenstück zum schwächeren Männchen, das prinzipiell zur Onanie verurteilt war, ins Auge fassen: das kranke, das sterile Weib, die Urmutter aller Hetären. Sie ist das männlichste Weib. Da sie in der weiblichen Richtung, d. i. durch Schwangerschaft, nicht zu Ende wachsen kann, wächst sie in anderer Richtung weiter. Sie ist in ihrer Seele mutig, schamlos, aggressiv wie ein Mann. Sie hat für die Welt des Weibes den Orgasmus erobert, der von der Clitoris ausgelöst wird.

*

Wir sehen Homosexualität überall manifest auftreten, wo Mangel an Frauen besteht — entweder wirklicher Mangel wie in Strafanstalten, Klöstern, unter Kriegsgefangenen und Forschungsreisenden, oder künstlicher Mangel wie in asketischen Gesellschaftsordnungen. Somit kann über den Ursprung der gleichgeschlechtlichen Liebe kaum Zweifel aufkommen. Jeder Mensch ist unter gewissen Bedingungen ihrer fähig. Der normale zivilisierte Mensch hat die Fähigkeit tiefer verdrängt, weiter von seinem Ich weggeschoben als der primitive. Noch heute sehen wir Asien und Afrika von manifester Homosexualität erfüllt. Diese Homosexualität wird besser Bisexualität genannt, denn der Primitive ist selten auf das eine Geschlecht fixiert. Nur ist eben zur Befriedigung der Geschlechtslust das Weib nicht unbedingt vonnöten. Deshalb ist dem Lust suchenden Männchen sein eigener Penis und dessen Leistungsfähigkeit wichtiger als das Weib. Der Homosexuelle hegt gewöhnlich eine maßlose, zum Rausch gesteigerte Überschätzung des Penis, den er auch vom Partner als Hauptbedingung seiner Libido fordert. Auf der primitiven Stufe, die von Verboten einer späteren Gesellschaft noch nicht beeinflusst ist, wird jeder Ersatz angenommen, der die Notwendigkeiten des Penis befriedigt (Autoerotismus): die Hand, der Anus, irgend ein Kitzel. Damals konnte man sich das Weibchen nicht verschaffen und mußte mit einem Ersatz fürlieb nehmen. Der Standpunkt: ich will sie nicht, ich ekle mich vor ihr — ist ein neurotisches Spätprodukt. Von dieser Art kann die Homosexualität des Primitiven nicht gewesen sein. Er schlich durch den Wald und stürzte sich auf den Nebenbuhler, um ihn zu ermorden. Er konnte ihn auch zu weniger blutigen Zwecken verwenden.

Man nimmt gewöhnlich an, daß beim homosexuellen Verhältnis ein Teil den Mann spielt und der andere das Weib. Dem ist nicht immer so und wo es so ist, häufig nur sekundär aufgepfropft, rationalisiert. In Wirklichkeit liebt ein Penismensch den anderen. Er würde auch das Weib lieben, wenn es einen Penis hätte, und träumt tatsächlich von dem Weib mit dem Penis. Homosexualität an sich ist keine Krankheit. Sie wird aber zur Neurose im Zusammenstoß mit der Angst, dem Vaterbegriff und dem Besitz der Mutter durch den Vater. In unserer Kultur kann die Homosexualität diesem Zusammenstoß nicht

entgehen und deshalb wird die Homosexualität des modernen Menschen praktisch so gut wie immer zur Konfliktneurose. In primitivster Zeit kann von solchem Konflikt nicht die Rede sein, denn die Bisexualität des Menschen ist älter als sein Inzestmotiv, sein Ödipuskomplex.

*

Es gab kein Eigentum außer Weiberfleisch. Es gab keine Gesellschaft außer weiblichen Horden. Es gab keine Freundschaft außer Homosexualität. Man mordete nicht aus Habgier, sondern um den Nebenbuhler zu beseitigen, unter Umständen um die Lust der Blutgier zu befriedigen. Der Tertiärmensch (vielleicht Zwischeneiszeitmensch) sprengte die Bande, die das Tier fesseln und trug noch nicht die anderen Bande, die dem Menschen später auferlegt wurden. Er war ein Scheusal — aber nur das Männchen war ein Scheusal. Träger der Sittlichkeit muß in jenen Zeiten das Weibchen gewesen sein. Sie hatte Ursache, den wilden Sexualtrieb des Männchens zu bremsen. Die Quelle der Sittlichkeit ist die Mutter, die ihrerseits die Libido noch nicht vom Fortpflanzungsprinzip gelöst hatte.

Vom psychologischen Standpunkt gesehen war die Hauptleistung des Pithekanthropos die Ersetzung des Weibchens durch Objekte, die schließlich kaum mehr Zusammenhang mit dem Weibchen aufwiesen. Die Witterung des Weibchens war zunächst Vorlust, weil sie das Weibchen als Endlust in Aussicht stellte. Aber diese Vorlust konnte, vom Ziele abgedrängt, zum Selbstzweck werden. Man vergaß, von wo die Freude an duftenden Blumen stammte, und unsere Gourmands wissen auch nicht mehr, von welcher Herkunft ihre Neigung für überreifen Käse oder Wildbret stammt. Was konnten Männchen jener Zeit nicht alles unternommen haben, um das zögernde Weibchen zu ersetzen? Zuerst schmückten sie sich, tanzten und sangen, um das Weibchen zu betören. Auch Vögel singen um Liebe. Der Vogel im Käfig, der durch Metallstäbe vom Weibchen getrennt ist, hört darum nicht auf zu singen. Die ganze schmetternde Männlichkeit des kleinen Tieres geht in den Gesang über und es singt umso schöner: sein Gesang ist Selbstzweck, ist Kunst geworden.

Die Sehnsucht nach dem Weibchen führte in der einen Richtung zur Phantasie, in der anderen zur Erinnerung, das ist zur platonischen

Idee des Weibchens. Man ist immer wieder erstaunt zu sehen, wie gering das Erinnerungsvermögen von Tieren ist. Man kann sie zu Kunststücken abrichten, aber da kommt wenig eigene Erfindung dazu. Wir können nach dem heutigen Stande unserer Kenntnis Tieren das Erinnerungsvermögen nicht absprechen. Aber es ist gering. So sehen wir zu unserem Erstaunen Hunde, die einen Hasen oder eine Katze getötet haben, unmittelbar darauf mit der größten Sanftmut und scheinbar ohne eine Spur von Erinnerung an das, was sie instinktmäßig soeben getan haben, ihre Herren umschmeicheln. Keine Spur von Leidenschaft ist ihnen zurückgeblieben. Schuldbewußtsein kann ihnen künstlich angezüchtet werden. Es bleibt aber in den engen Grenzen des Angezüchteten, geht niemals selbsttätig über das hinaus, was sie gelernt haben. So darf man also sagen, daß schöpferische Erinnerung und Phantasie allein dem Menschen eigen sind. Sie stammt vielleicht aus der Vorlust, die durch den Mangel an Weibchen sich an Stelle der sexuellen Endlust setzen mußte.

*

Wir versuchen uns vorzustellen, daß über den durch und durch sexualisierten und perversierten Urmenschen die Not der Eiszeit hereinbrach. Ich glaube, man kann mühelos zeigen, daß sexuelle Ersatzbildungen in Zeiten der Not zur Quelle unserer menschlichen Kultur geworden sind. Gab es ursprünglich nur die sexuelle Not, nur eine einzige Realität: das Weibchen und seine Ersatzobjekte, so schob sich langsam und unaufhaltsam wie die vordrängenden Gletscher eine andere Realität in den Gesichtskreis des Urmenschen: Kälte, Hunger, menschliche und tierische Feinde. Die Kleidung war ursprünglich Schmuck und also Vorlust. Sie wurde in der Not real: Kälteschutz. Die Sprache war ursprünglich Gesang und Kunst. Sie wurde in der Not eine Waffe, um die Realität zu erfassen und zu beherrschen. Wie man sich mit Pelzen und Panzern umgibt, um gegen drohende Gewalten geschützt zu sein, so umgab sich der Primärvorgang, der ja schon bei Tieren in ein Stück Sekundärvorgang, das ist Realitätsanpassung, eingehüllt ist, mit dem menschlichen Sekundärvorgang, vornehmlich Logik, Ethik, scharfer Unterscheidung. Wer diese drei nicht annahm, mußte zugrunde gehen wie die Palme im eisigen Nordwind.

Die Stellung des Weibes wurde durch die Not ins Gegenteil verkehrt. Vormal's waren ihrer zu wenig, jetzt wurden ihrer zu viel. Vormal's waren sie Göttinnen der primitiven Phantasie, jetzt wurden sie Teufelinnen, Verführerinnen, die man vermeiden mußte. Man brauchte alle Kräfte im Kampf ums Dasein. Weiber hatten in üppigen Zeiten nicht Not, sich zu schmücken und schön zu sein: im Gegenteil. Sie waren ihres sex appeals gewiß. Man hat prähistorische Steinfiguren gefunden, Frauen mit dickem Bauch und fettem Gesäß und vorgetriebenem Genitale. Das Schönheitsideal wechselt. Immerhin bleibt Tatsache, daß bei höheren Tieren und auch noch bei primitiven Stämmen nicht das Weib sondern der Mann sich schmückt, während in unserem Kulturkreis ein mit Juwelen behängter und bunt gekleideter Mann beinahe unmöglich ist. Wir gestatten unseren Frauen ein größeres Ausmaß von Exhibition als unseren Männern. Aber in primitiven Kulturen exhibiert der Mann und im Gesamtbereich der Säugetiere und Vögel ist die biologische Exhibition männlich. Diese Qualität ist von unseren Frauen übernommen worden, als sie sich nicht mehr zu verstecken hatten wie in der üppigen Zeit, sondern im Gegenteil alles daran setzen mußten, um sexuellen Anwert zu finden. Ähnlich bestand Frauenkauf, als Weiber rar waren — später mußte die Frau eine Mitgift bringen, wenn sie geheiratet werden wollte.

Durch solche Beobachtungen — Übergang des Schmuckes, Mitgift — werden wir auf den Übergang vom Weiberstaat zum Männerstaat vorbereitet. Wir vermuteten, daß der Weiberstaat aus Angst vor den Männern gegründet wurde. Als die Männchen sexuell nicht mehr übermäßig aggressiv waren, schlich eine andere Angst in die Gemüter, Realangst können wir sie nennen, weil sie mit den Realitäten Frost, Hunger, gewaltsamer Tod zu rechnen hatte. Schon im Tierreich entsteht in Zeiten der Not ein Führer. Der Mann trat in seine Rechte, veränderte den Staat für seine Zwecke, und wie das im Einzelnen zugegangen ist, wie das in den vier Eiszeiten und drei Zwischenzeiten hin und her geschwankt hat, kann vorläufig niemand sagen. Das Zeitalter der Erfindungen begann, und hinter jeder Erfindung, die brauchbar und vernünftig war, steckte die Vorerfindung aus der üppigen Zeit, wie wir am Beispiel der Kleidung (ursprünglich Schmuck) und der Sprache (ursprünglich Gesang) zu zeigen versucht haben.

Da war das Feuer, das aus Vulkanen zum Himmel spritzte, in Wald- und Präriebränden loderte und das in Funken stob, wenn die Feuersteine geschärft wurden. Es symbolisierte die Leidenschaft, bevor es zum Lagerfeuer wurde. Alle Tiere fürchten sich vor dem Feuer. Die Zähmung des Feuers durch den Menschen war eine seiner ersten, entscheidenden Erfindungen. Wir wissen nicht viel über den Mechanismus von Erfindungen. Aber so viel ist sicher: um das Feuer nicht mehr zu fürchten, mußte der Mensch es erst lieben.¹

Die Erfindung der Kochkunst stelle ich mir folgendermaßen vor. Die Männer brachten Wildbret, das sie erlegt hatten. Es wurde in der Höhle enthäutet und gefressen. Die Weiber mußten sich mit den schlechten Resten begnügen. Teile des Fleisches, die beiseite fielen, kamen dem Feuer nahe, und als hungrige Gestalten am anderen Tage nach Resten suchten, fanden sie außen verkohlte und innen gebratene Stücke, die herrlich schmeckten. Vielleicht hat ein Weib, vielleicht ein verachtetes, krankes Männchen die Wichtigkeit des Fundes erkannt. Sie nahmen die Abfälle, Eingeweide, Leber, Nieren, Gekröse und brieten sie am Feuer: alles wurde gar, schmeckte lieblich und sanft. Da brachten sie denn alles ans Feuer, was in ihre Hände fiel: Gras, Stroh, Hölzer und Steine. Sie lernten unterscheiden, was genießbar war und was nicht. Sie dürften sich oft den Magen verdorben haben und sogar an ihren Versuchen gestorben sein. Im Kielwasser der Kochkunst kamen andere Erfindungen. Man brannte die Tonerde und erhielt ein sprödes, hartes Material, welches das Wasser hielt: das war die Töpferei. Man fand die Bronze, man erweiterte seine Materialkunde außerordentlich, denn man mußte alles auf seine Kochbarkeit untersuchen.

Der Herd wärmt nicht nur, er nährt auch. Rund um den Herd ist fast alle soziale Kultur der Jahrtausende entstanden, und er ist für alle Zeiten ein Symbol der Sittlichkeit geworden. Der Sexualakt ist eine Angelegenheit zu zweit. Die gemeinsame Mahlzeit, auch die Freßorgie ist eine Angelegenheit zu vielen. Die neue Passion absorbierte einen guten Teil der Libido. Sie gestattete auch der Frau, deren sexuelle Anziehungskraft man in Zeiten der Armut eher fürchtete, als Köchin einen neuen Platz an der Seite des Mannes zu erobern, der

1) Freud hat bekanntlich in seiner jüngsten Schrift „Das Unbehagen in der Kultur“ der Zähmung des Feuers einen kleinen Exkurs gewidmet.

zum Held, zum Krieger und Jäger geworden war und dem für „häusliche“ Arbeit wenig Zeit übrig blieb.

Vom Eigentum war schon die Rede. Auch dieser Sinn kommt vom Weibe her, das zuerst der einzige Gegenstand war, den man gerne besitzen wollte. Nun liebte man auch Waffen, Geräte, Kleider, Vieh und wollte alles das besitzen. Der Mensch ist das einzige Tier, das Privateigentum in erheblichem Maße besitzt. Noch ein Geschenk der Hand: sie rafft, sie zäunt ein und schützt das Erraffte. Zwischen dem Weibe als Ureigentum und dem späteren Begriffe vom Eigentum liegen vielleicht mehrere Eiszeiten, die nötig waren, um die verschiebliche Libido vom Weibchen zum analen Weibchenersatz überzuleiten.

Auf dem Wege vom Weibe weg zum Eigentum, das man liebt, liegt die Homosexualität. Ein lebender Partner des eigenen Geschlechtes ist dem Weibe ähnlicher als Geld und Gut, und die Homosexualität muß ja auch lange vor dem Privateigentum bestanden haben. Männerfreundschaften sind der libidinöse Beitrag zu allen Organisationen von Männern. Hätte der Mann des Tertiär nicht gelernt, daß man auch den Mann lieben kann, so wären der Eiszeit und den Zeiten, die später kamen, die großen Taten nicht geglückt, die auf der Verkittung von Männern zu Soldaten, Priestern, Leistungen der Freundschaft aller Art beruhen. Schon Plato erklärte die Homosexualität in diesem Sinne, wenn er sagt: Auf dem Wege der Homosexualität befreit sich Eros vom Weibe und führt uns zur Liebe für das Gute und Schöne. Die Tugend ist sublimierter Eros. Die Verschieblichkeit der Libido ist Voraussetzung und Grundbedingung der Zivilisation mit ihren Tugenden, Lastern und Neurosen.

Im Gefolge des Eigentums — das kann man in jeder Soziologie nachlesen — entstand die Monogamie und das bürgerliche Gesetz. Nietzsche vermutet, daß die Moral aus dem Ressentiment des Schwachen und Elenden entstanden sei. Der Hergang mag unfähr der gewesen sein: Man besaß allerlei und liebte es. Da kam der Stärkere und nahm dem Schwächeren alles weg, wie er ihm ehemals sein Weibchen geraubt hatte. Der Schlaue überlistete den Einfältigen, der Wachsame bestahl den Schlafenden. Da taten sich die Schwachen zusammen wie ehemals die Weiber und wehrten sich. Der Raub, der Diebstahl, der Betrug wurden verpönt, und man setzte diesen Verbrechen die

Ehrlichkeit entgegen. So weit Nietzsche. Die Ehrlichkeit ist aber erst entstanden, als zugleich mit dem Eigentum der Begriff des Diebstahls aufkam. Früher war man weder ehrlich noch unehrlich, weder arm noch reich. Als durch das gesetzliche Eigentum die Menschen in Arme und Reiche geteilt wurden, da waren fürs erste alle Armen unehrlich und nur die Reichen hatten ein Interesse daran, daß man ehrlich sei und ihnen nichts wegnehme. Die Armen wollten die Unantastbarkeit des Besitzes nicht anerkennen und die Reichen nannten das unehrlich. Die Armen stahlen. Aber die Reichen hatten früher gestohlen, das wurde vergessen. Es ist möglich, daß die Schwachen und Elenden Moral und Gesetz geschaffen haben. Es ist ihnen aber übel bekommen. Die Reichen und Starken haben mehr Interesse daran und haben den Spieß umgedreht. Der König ist seit jeher ein abgesagter Feind allen Aufruhrs und wirft die Armen nieder, wenn sie schreien. Die Priester erklären, Gott sei erzürnt über die Unbotmäßigkeit seiner irdischen Kinder. Könige und Priester schufen das Gesetz: Du sollst nicht den Reichen ermorden, du sollst ihn nicht beneiden, du sollst arbeiten und zufrieden sein. Manche von ihnen fügen hinzu: du kannst ja selbst reich und mächtig werden, wenn du nur recht fleißig bist.

*

Die Männer haben den Frauen noch etwas abgelauscht, dessen Bedeutung für unsere Kultur gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann: die Lust am Schmerz. Das Weib hatte zuerst unter dem Übermaß der männlichen Libido zu leiden. Später wurden ihre Instinkte, die immer und jederzeit im Dienste des Fortpflanzungsprinzips stehen (die Lösung der Libido von der Fortpflanzung ist männlich), in der entgegengesetzten Richtung gequält und geknechtet. Was versteht denn des Weibes gebärender Schoß von der neuen Sittlichkeit, von Recht und Gesetz, von Gottesfurcht und Heldenmut, vom Waffengeklirr und friedlichem Fleiß? Nietzsches Zarathustra sagt: „Alles am Weibe ist ein Rätsel, und alles am Weibe hat eine Lösung: sie heißt Schwangerschaft.“ Unsere Frauen von heute müssen sich durch solche Bemerkungen nicht getroffen fühlen. Das Gesetz der Bisexualität hat längst genügend Männlichkeit in ihnen hochgezüchtet und vererbt, um das verwickelte, im biologischen Sinne unweibliche Leben mit männ-

licher Lust zu leben und zu begreifen. Aber die Lust am Schmerze ist gleichwohl dem Weibe zugehörig und vom Manne übernommen. In Schmerzen muß sie gebären, schmerzhaft ist schon ihr erster Schritt ins Sexualleben. Allmonatlich blutet sie, sie ist gewohnt zu bluten. Den brutalsten Mann liebt sie am meisten. Die Kulturmenschheit hat vom Weibe zu lernen. Ohne ein Stück Masochismus wäre das Leben gar nicht zu ertragen. Die Menschen lieben ihre Not und wollen nicht mehr ohne sie sein. G o e t h e prägte den Spruch: „Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen.“ Mühe und Arbeit werden als köstlich empfunden und Seufzer und Stöhnen wohnen dicht neben dem Genuß. Aus weiblichem Stoffe stammt die Kraft, die das verhaßte Ungemach versüßt.

Der Widerstand gegen die Symbolübersetzung

Von

Richard Sterba

Das S y m b o l dient der indirekten Darstellung. Es ist nach Rank und Sachs ein stellvertretender anschaulicher Ersatzausdruck für etwas Verborgenes, mit dem es sinnfällige Merkmale gemeinsam hat oder durch innere Zusammenhänge assoziativ verbunden ist (Otto Rank und Hanns Sachs, Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften, Wiesbaden, 1913, S. 11). Der dynamische Sinn der Anwendung der Symbole ist leicht zu ermitteln. Wir finden ihre Verwendung überall dort, wo die unverhüllte Darstellung v e r p ö n t e n , also häufig s e x u e l l e n Materiales, das triebhaft nach außen drängt, vermieden werden soll. Die Symbolik hat gewissermaßen den Charakter der Kompromißbildung, sie trägt Rechnung dem triebhaften Wunsch wie der unterdrückenden Instanz; das Ergebnis der Kompromißleistung ist ebenso ein Ersatz für Ursprüngliches, Direktes wie etwa das neurotische Symptom. Die Möglichkeit zu solcher ersatzfähiger Wirkung der Symbole, die auf der ursprünglichen Identität

zwischen Symbol und Darzustellendem beruht, soll hier nicht weiter dargelegt werden.

Es gibt nun zwei Prädilektionsgebiete der sexuellen Symbolik: Traum und Folklore. Wenn man den Widerstand untersucht, der sich der Symbolübersetzung entgegenstellt, so wird man alsbald beobachten, daß seine Höhe, also die Stärke der Weigerung, die Übersetzung des Symbols anzuerkennen, auf dem Gebiete des Traumes eine unvergleichlich größere ist als auf dem Gebiete des Folklores. Die Übersetzung der Traumsymbole stößt bei Personen, die die Widerstände gegen die Analyse noch in sich tragen, auf heftige Abwehr. Im folkloristischen Material hingegen, im Witz, in einer Zote, in einer spaßhaften Darstellung werden dieselben Symbole ohneweiteres anerkannt, ihr Sinn verstanden und ihre Übersetzung akzeptiert. Man kann diese Erfahrung allenthalben und jederzeit gewinnen. Wie vermögen wir uns nun diesen Unterschied im Verständnis der Symbole bei ein und demselben Individuum zu erklären und verständlich zu machen? Wir müssen hier auf die Kräfte eingehen, als deren Resultierende das Symbol erscheint, nämlich auf die Tendenz, die Verpönte zum Ausdruck bringen will, und jene, die den Wunsch der ersteren zur symbolischen Verkleidung hemmt.

Wir alle haben, sofern wir gewisse Einschränkungen der Kultur anerkennen, das Bestreben, die direkte Benennung und Darstellung von Sexuellem in Gegenwart Anderer als anstößig zu vermeiden. Nun ist kein Zweifel, daß es starke triebbedingte Gewalten in uns gibt, welche diese unmittelbare Anschauung, die durch direkte Benennung und Darstellung hervorgerufen wird, herbeiführen möchten. Hier greifen wir zum Auskunftsmittel des Symbols. Wir stellen die Akte und Organe der Geschlechtsvereinigung und der Ausscheidung, also die sexuellen Akte im analytischen Sinne, symbolisch dar im Witz, in der Zote u. dgl. m. Bei jenem, der unsre symbolische Darstellung willig aufnimmt, besteht die Tendenz, das Symbol zum Zwecke des sonst gehemmten Lustgewinnes zu verstehen. Er übersetzt es sich, um sich denselben Lustgewinn zu verschaffen, dem der Schöpfer der symbolischen Darstellung gefrönt hat. Die Übersetzung des Symbols erfolgt dabei automatisch und ohne Schwierigkeit. Die Entstellung, als die die Symbolisierung auf Drängen einer hemmenden Instanz zu-

standekam, erfolgte als ein bewußter Vorgang, der sich zwischen triebbejahenden und triebhemmenden Anteilen des Ichs abspielt. Der Akt der Zensurierung, der bei der Darstellung sexuellen Materiales den Umweg über die Symbolik im Folklore erzwingt, war also ein Akt der bewußten Persönlichkeit. Das rasche Verständnis des Symbols ergibt sich aus der *N e i g u n g*, das Symbol zu verstehen und damit die leicht verbotene Lust, die in die Form folkloristischer Verkleidung gebannt ist, zu genießen.

Anders beim Traum. Der Träumer steht der Symbolik seiner Träume meist völlig verständnislos gegenüber. Und sein Unverständnis kommt aus seiner *A b n e i g u n g*, seinen Traum zu verstehen, weil der Inhalt des Traumes für ihn unlustvoll wäre. Denn der Traum enthält wohl ebenso wie die folkloristische Symbolik Material, das zu offener Darstellung nicht zugelassen wird. Aber die Ursache, um derentwillen es verkleidet worden ist, liegt nicht etwa darin, daß dieses Material bloß obszön, also das feinere Ohr beleidigend, in gesellschaftlichem Kreise Anstoß erregend wäre, sondern es mußte zu solchem Unverständnis verhüllt werden, weil seine Existenz die ganze bewußte Persönlichkeit empört und beleidigt. Und weil die Übersetzung so unlustvoll wirkt, versteht sie der Träumer nicht. Er darf Symbole, die ihm im folkloristischen Material selbstverständlich und einleuchtend sind, deshalb nicht verstehen, weil das, was sie darstellen, etwa in Verbindung mit teuren Anverwandten sich findet, deren Schätzung und Verehrung ihm mit Sexuellem unvereinbar ist. An dieser Ablehnung beteiligt sich die ganze bewußte und normative Persönlichkeit; das Ich sowohl wie das Über-Ich lehnen sich gegen die direkte Darstellung, die von den triebhaften unbewußten Wünschen ausgehen will, auf und erzwingen den Umweg über die symbolische Verkleidung, wobei auch diese nur zugelassen wird, weil der Schlafzustand das Gewissen lockerer werden läßt in der Sicherheit, es könne ja jetzt nur geträumt und nicht gehandelt werden. Erwacht der Träumer, so zerrinnt der Traum, oder er steht wie ein fremdes Gebilde in der Seele, und der Träumer kann zum Verständnis seines geheimen Inhaltes ohne Analyse den Zugang nicht finden. Die Symbole aber darf er nicht verstehen, weil gegen das Verständnis ihrer Übersetzung lebhaft Abneigung und Abscheu sich geltend machen.

Und weil das Symbolverständnis fremder Träume zum Verständnis der eigenen führen müßte, erstreckt sich der Widerstand gegen die Übersetzung auch auf die Träume anderer.

Die Tatsache nun, daß der Übersetzung folkloristischer Symbolik gegenüber der Widerstand so viel geringer ist, benützen wir, um den Träumer, der die Annahme unserer Symbolübersetzung verweigert, auf intellektuellem Umwege unserer Übersetzung zugänglicher zu machen. Ein Beispiel aus der analytischen Praxis mag dies demonstrieren.

Ein Patient träumt, *er sehe unter Angst zu, wie sein Vater heftig mit einem Schlegel in einem Mörser herumstoße*. Die Deutung, daß die Tätigkeit des Vaters im Traume ein Symbol für einen Koitus sei, stößt beim Träumer — und bei jedem, der die Widerstände gegen die Analyse noch in sich trägt — auf Ablehnung. Der Träumer wird nun darauf hingewiesen, daß im Wiener „Slang“ ein Stundenhotel, als „Stoßpudel“, ein Sexualakt als „Stößerl“ bezeichnet wird, und versteht diese folkloristische Symbolik ohneweiteres. Er muß im weiteren anerkennen, daß auch im Traum das „Stoßen“ sexualsymbolische Bedeutung haben könne, und findet rasch zu rezenten und infantilen Quellen des Traumes.

Die Wirkung des Hinweises auf die Parallele folkloristischer Symbolik bei der Traumanalyse müssen wir uns nun so vorstellen: Die überzeugende Einsicht in die folkloristische Symbolik, die so leicht zu haben ist, da ihr gegenüber der affektive Widerstand der Gesamtpersönlichkeit nicht besteht, führt zu einer Ichveränderung im Sinne einer Herabsetzung des Widerstandes gegen die Traumsymbolik auf rein intellektuellem Weg. Ein vernünftiger Intellekt begreift eben solche Parallelen und gibt zu, was hier als Symbol gelte, könne es auch dort; er akzeptiert vorläufig den Deutungsvorschlag und schiebt seinen Widerstand gegen die Anerkennung des Symbols zurück, wodurch der Zugang zu weiteren, vertiefenden, überzeugenden Einfällen frei wird. So ergibt die Überlegung der dynamischen Verhältnisse der Widerstände gegen die verschiedenen Symbolverwendungen die Begründung für die Anwendung eines technischen Kunstgriffes, den der Analytiker oft zu gebrauchen Gelegenheit nimmt.

Henry Bergsons Gedächtnistheorie im Lichte der Psychoanalyse

Von

Felix Schottlaender

Eine Untersuchung über Beziehungen zwischen der jungen Wissenschaft Psychoanalyse und der Philosophie muß sich von vornherein auf ernste Widerstände aus beiden Lagern gefaßt machen. Die zeitgenössische Philosophie ist im Wesentlichen auf phänomenologischen Voraussetzungen aufgebaut, sie geht zumeist von der Subjekt-Objektscheidung aus und vermag, da das Bewußtsein, das *cogito ergo sum* des Descartes ihr eigentliches Fundament darstellt, für die entscheidenden psychoanalytischen Begriffe, vor allem für das Unbewußte wenig Verständnis aufzubringen.

Die Psychoanalyse ihrerseits ist von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen ausgegangen und durchgängig auf naturwissenschaftlichen Erfahrungstatsachen aufgebaut. Ihre Zielrichtung mußte daher auch naturwissenschaftlich bleiben und einen Weg suchen, die durch Beobachtung gewonnenen Erfahrungen einmünden zu lassen in allgemein biologische Erkenntnisse. Der Biologie die großen Richtlinien für ihre weitere Forschung zu entnehmen, andererseits aber auch mit ihren eigenen Ergebnissen die biologische Forschung zu befruchten und zu bereichern, ist das vornehmste Ziel derjenigen Arbeiten Freuds gewesen, die, im Wesentlichen theoretischer Natur, die praktische Arbeit eines Menschenalters zusammenfassend auswerten.

So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß aus historischen Gründen bisher von Kreisen, die der Analyse fern stehen, nicht ein einziger Versuch unternommen worden ist, die Ergebnisse der Freudschen Tiefenpsychologie systemphilosophisch auszuschöpfen; daß vielmehr alle jene philosophischen Arbeiten, die sich ernstlich um die Psychoanalyse bemühen, aus dem engen Kreis derer stammen, die sich Freuds Schüler nennen dürfen.

Ebenso wenig darf es uns aber in Erstaunen setzen, wenn wir den Schöpfer der Psychoanalyse immer wieder davor warnen hören, sich aus dem Felde sicherer Erfahrungstatsachen herauszuwagen und sich in mehr oder minder nebelhafte philosophische Spekulation zu verlieren. Eine dieser Warnungen, vielleicht die unmißverständlichste und schärfste

von vielen, findet sich in seiner Arbeit „Hemmung, Symptom und Angst“. ¹ Hier wird gegen die „Fabrikation von Weltanschauungen“ Stellung genommen: „Die überlasse man den Philosophen, die eingestandenermaßen die Lebensreise ohne einen solchen Baedeker, der über alles Auskunft gibt, nicht ausführbar finden“. „Die Philosophen“ — das klingt ein wenig geringschätzig, und wenn diese Philosophen als Nachfolger einer entthronten Theologie in den Augen Freuds das Ziel verfolgen, durch ihre bestenfalls ästhetisch und ethisch angenehmen Phantasien den Menschen die Wahrheit zu verschleiern, so dürfen sie nicht auf die Sympathien der Psychoanalyse rechnen.

Ein Versuch, der sich, von den Erkenntnissen der Psychoanalyse ausgehend, auf einem im voraus streng begrenzten Revier mit philosophischen Problemen befaßt, wird also doppelter Gefahr ausgesetzt sein. Er wird nicht nur „demütig die Verachtung auf sich nehmen müssen, mit der die Philosophen vom Standpunkt ihrer höheren Bedürftigkeit auf ihn herabschauen“. Er wird gleichzeitig dem tiefsten Mißtrauen von Seiten der Psychoanalyse selber ausgesetzt sein, die der philosophischen Spekulation aus guten Gründen ihre Tore verschließt.

Und doch scheint das Unternehmen an sich nicht ganz und gar sinnlos. Zu allen Zeiten hat die Philosophie von den Ergebnissen der Erfahrungswissenschaften gezehrt, auf ihnen aufgebaut und sie systematisch verwertet. Kein einziges der philosophischen Systeme aller Zeiten, sofern es fruchtbar und wirksam war, hat nicht versucht, das Wissen der Zeit in das eigene Gedankengebäude möglichst vollständig aufzunehmen. Das gilt auch für die zeitgenössische Philosophie. So betont Driesch, selber aus der Biologie hervorgegangen, im Vorwort zu seiner „Wirklichkeitslehre“: „Die Gewöhnung an die Strenge der Wissenschaftlichkeit im engeren Sinne des Wortes hat uns vorsichtig und damit bescheiden gemacht. Nur induktiv darf Metaphysik sich geben ... Durch alles, was es an Wissenschaftlichem gibt, muß Metaphysik hindurch, an nichts darf sie, wie es so oft geschieht, vorbeigehen; und sie muß sich ernsthaft auch um das bedeutsame Einzelne in allen logisch durchgearbeiteten Wissenschaften kümmern; um alles bedeutsame Einzelne, also in Phänomenologie, Logik, Psychologie, Natur- und Kulturlehre gleichermaßen. Wenn Metaphysik so verfährt, wie wir es fordern, ist sie nicht Dichtung, ob sie schon Vermutung bleiben muß ...“ ²

1) Ges. Schriften XI. S. 33.

2) Hans Driesch, Wirklichkeitslehre, Leipzig, 1917, S. IV.

Was hier von einem zeitgenössischen Denker für einen „metaphysischen Versuch“ in Anspruch genommen wird, der bewußte Aufbau auf der wissenschaftlichen Tatsache, der Vermutungscharakter — das liegt fernab von dem kühnen und unbekümmerten spekulativen Drang, der sich an phantastischen Gedankenkombinationen berauscht, ohne auf die niedere Welt der Erfahrung Rücksicht zu nehmen. Sein Ziel ist nicht die Verschleierung der Wahrheit zu Gunsten heimlicher eudämonistischer Wünsche, sondern im Gegenteil der Versuch, die Wahrheit als Zusammenhang und Sinn möglichst aller einzelnen Gegebenheiten zu erkennen.

In diesem Bestreben, den Sinn der durch Erfahrung gewonnenen Tatsachen zu erfassen, berührt sich aber der Philosoph sehr eng mit den Absichten, die der Schöpfer der Psychoanalyse selber in seinen grundlegenden theoretischen Arbeiten verfolgt. Die Grenze zwischen Erfahrungswissenschaft und Philosophie wird in dem Augenblick fließend, da sich der Naturerforscher von den Gegebenheiten seiner empirischen Arbeit ablöst, um nach Sinn und Bedeutung, nach dem Zusammenhang der gewonnenen Einzelerkenntnisse zu fragen. Wer wollte einem vorsichtigen, tastenden, mit der Empirie in enger Fühlung bleibenden philosophischen Versuch seine Daseinsberechtigung verweigern? Ihn in das Reich unbeweisbarer Phantastik verweisen? Und wer andererseits wird zögern, Arbeiten wie etwa dem „Jenseits des Lustprinzips“ oder dem „Ich und Es“ philosophischen Charakter zuzuerkennen?

So ergibt sich trotz offensichtlicher Gegnerschaft zwischen Philosophie und Psychoanalyse doch eine gewisse Annäherung der Standpunkte. Der Philosoph der Gegenwart wird, wenn er sich an Drieschs Mahnung ernstlich hält, mit den Ergebnissen der Psychoanalyse rechnen müssen und — sofern er dies tut — nicht etwa eine Störung seines „Systemgleichgewichts“, sondern eine wesentliche Bereicherung seines Blickfeldes und eine Weitung des Horizontes dabei erfahren. Diese Seite der Frage, die „vom Nutzen der Psychoanalyse für die Philosophie“ überschrieben werden könnte, steht also außer Diskussion. Aber auch das Umgekehrte wird zu vertreten sein. Jede Erfahrungswissenschaft gelangt im Laufe fortdauernder fruchtbarer Entwicklung an einen bestimmten Punkt, wo die Frage nach Sinn und Bedeutung des erarbeiteten Erfahrungsguts in den eigenen Reihen laut wird. Das mag daher rühren, daß der Drang nach Vergrößerung des Wissensumfangs in jeder Einzeldisziplin begleitet wird von dem Drang nach Vertiefung, aus der zweiten in die dritte Dimension, aus Einzelschau in Zusammenschau.

Die Psychoanalyse hat das Glück gehabt, daß ihr Schöpfer nicht nur alle entscheidenden empirischen Einzelfunde getan, sondern auch die bahnbrechenden Arbeiten unternommen hat, diese Funde zu einem Zusammenhang zu knüpfen und theoretisch zu verwerten. Naturerforscher und Philosoph in einer Person, hat Freud, immer streng von der eigenen Erfahrung geleitet, „im Kampf gegen eigenen spekulativen Hang“ die philosophische Ergründung des Erfahrenen selber in die Hand genommen. Er ist damit dem immanenten Gesetz aller wissenschaftlichen Arbeit gefolgt und hat jeder philosophischen Bemühung den Weg gewiesen, die sich mit der Psychoanalyse und ihrem Erfahrungsschatz auseinanderzusetzen sucht.¹

*

Die folgenden Ausführungen verzichten bewußt darauf, eigene erkenntnistheoretische Wege einzuschlagen oder gar den kühnen Versuch zu unternehmen, metaphysische Vermutungen aus den Ergebnissen der Psychoanalyse abzuleiten. Sie gehen von der Überzeugung aus, daß die Berührung zwischen Philosophie und Psychoanalyse für beide Teile fruchtbar sein kann² und wollen angesichts der bedauerlichen Vernachlässigung der Analyse durch die moderne Philosophie das Interesse beider Lager auf gewisse Berührungspunkte lenken, die zwischen der Freudschen Tiefenpsychologie und dem Gedankensystem Henri Bergsons bestehen. Wenn frühere philosophische Systeme nur in bescheidenem Maße für die psychoanalytische Theorie wertvoll werden konnten, so deshalb, weil grundlegende Bestandteile und Voraussetzungen der analytischen Lehre eben neu sind und von früheren Denkern nur ahnungsweise erfaßt werden konnten. Eine Zeit etwa, der die Deszendenztheorie, der die Ergebnisse der Darwinschen biologischen Arbeiten noch fremd waren, konnte aus sich heraus unmöglich ein System entwickeln, das mit den Annahmen der Psychoanalyse wesentliche Berührungen aufweist. Aber auch ein System, das dem Unbewußten fremd gegenüber steht, vermag dem Psychoanalytiker grundsätzlich nicht viel Bedeutsames zu geben.

Umso fesselnder muß es daher dem philosophisch interessierten Anhänger der Freudschen Lehre erscheinen, sich mit einem System zu

1) Vgl. hierzu auch den Aufsatz von Fritz Wittels, „Der Antiphilosoph Freud“, „Almanach der Psychoanalyse 1931.“

2) Ähnlich auch H. Hartmann: Die Grundlagen der Psychoanalyse, Leipzig 1927, S. 32.

beschäftigen, dessen Schöpfer die Ergebnisse der modernen Biologie zur Grundlage seiner Philosophie gemacht, andererseits aber in kühner Vorausschau einigen der wichtigsten Grundbegriffe der psychoanalytischen Wissenschaft einen Platz in seiner Gedankenarbeit eingeräumt hat.

Natürlich soll damit keineswegs gesagt werden, daß das gesamte Bergsonsche System, und insbesondere sein metaphysischer Teil¹ für die psychoanalytisch orientierte Philosophie in Bausch und Bogen annehmbar erschiene. Es hieße den Wert und die Originalität der psychoanalytischen Erkenntnisse herabsetzen, wollte man von einer derartigen Voraussetzung ausgehen. Aber es bleiben der Berührungspunkte und überraschenden Übereinstimmungen genug, um es für den Psychoanalytiker lohnend erscheinen zu lassen, einige erkenntnistheoretische Grundannahmen Bergsons näher zu prüfen und auf ihre Vereinbarkeit mit dem eigenen Standpunkt zu untersuchen.

Muß uns doch diese Auseinandersetzung mit einem Denker verlockend sein, der folgenden Ausspruch getan hat: „Die Ergründung der geheimsten Tiefen des Unbewußten, die Forschungsarbeit in dem Untergrund des Bewußtseins wird in dem jetzt beginnenden Jahrhundert die Hauptaufgabe der Psychologie sein. Ich zweifle nicht, daß großartige Entdeckungen sie dort erwarten, vielleicht nicht minder wichtige als jene, die uns die vergangenen Jahrhunderte auf dem Gebiet der Physik und der Naturwissenschaften gebracht haben.“²

Die Verdrängung und das Unbewußte

Es kann nicht die Aufgabe dieser Studie sein, ein vollständiges Resumé oder auch nur ein auszugsartiges Referat der Bergsonschen Gedankengänge zu geben. Wir müssen vielmehr, um uns nicht ins Uferlose zu verlieren, bestrebt sein, die Grundbegriffe der Psychoanalyse in den Mittelpunkt unserer Betrachtung zu stellen, sie als eine Art von Maßstab zu verwerten und nun zu sehen, ob und in welcher Weise sich die Anschauungen Bergsons mit diesen Grundbegriffen vertragen, mit andern Worten, ob wir uns als Schüler Freuds in den

1) Henri Bergson: *L'Evolution Créatrice*, Paris 1907.

2) *The Independent*, Okt. 30. 1913, zitiert nach I. Levine: *Das Unbewußte*; Wien 1926, S. 207. In dieser Arbeit wird Bergsons zwar an einzelnen Stellen flüchtig gedacht, doch vermißt man eine nähere Untersuchung der Bergsonschen Anschauung vom Unbewußten, was allerdings vielleicht aus dem Bestreben knappster historischer Übersicht über eine Fülle von Denkmeinungen auf diesem Gebiet zu erklären ist.

Gedankengängen dieses Philosophen mit Nutzen zurecht zu finden vermögen.

In Marcuses „Handwörterbuch für Sexualwissenschaft“ hat Freud unter dem Stichwort „Psychoanalyse“ einen gedrängten Abriss der psychoanalytischen Lehre gegeben und in dem kurzen Abschnitt „Die Grundpfeiler der psychoanalytischen Theorie“¹ „die Annahme unbewußter seelischer Vorgänge, die Anerkennung der Lehre vom Widerstand und von der Verdrängung, die Einschätzung der Sexualität und des Ödipuskomplexes“ als „die Hauptinhalte der Psychoanalyse und die Grundlagen ihrer Theorie“ bezeichnet. Es wird also zweckmäßig sein, sich Rechenschaft darüber zu geben, ob diese Grundbegriffe der Psychoanalyse in Bergsons System eine sinnvolle Bedeutung haben und wie weit sie etwa als Elemente dieses philosophischen Gedankengebäudes nachzuweisen sind.

Vorwegnehmend dürfen wir schon zu Eingang unserer Prüfung bemerken, daß zwei dieser Grundpfeiler, nämlich das Unbewußte und der Widerstand, bzw. die Verdrängung in Bergsons System eine eminent bedeutsame Rolle spielen, daß aber — und dies wird uns in einem weiteren Abschnitt unserer Studie beschäftigen — der Begriff der Sexualität, und zwar aus ganz bestimmten Gründen, in den Bergsonschen Ideengängen nicht zur Geltung kommt.

Beginnen wir die Darstellung mit dem Begriff des Widerstands und der Verdrängung.

Schon in seiner ersten grundlegenden erkenntnistheoretischen Arbeit, die im Jahre 1889 erschien², hat Bergson eine Annahme über die Konstruktion unseres Bewußtseins in den Mittelpunkt gestellt, die für das Verständnis seiner Philosophie entscheidend ist und in seinen späteren Untersuchungen ihre Vertiefung, zuletzt auch ihre metaphysische Begründung erhält. Ausgehend von den „unmittelbaren Gegebenheiten des Bewußtseins“ gelangt er zu der Überzeugung, daß unser Bewußtsein einen unüberwindlichen Hang zu räumlichem Denken aufweist. In den Raum hinein geboren, durch unsern Körper dem Raum aufs innigste verbunden und dazu bestimmt, räumlich zu wirken, können wir nicht anders, als dieses Raumdenken auf alle Objekte übertragen, deren Erkenntnis wir suchen. So glücklich wir durch diese Organisation des menschlichen Bewußtseins dazu disponiert sind, die Außenwelt —

1) Ges. Schriften, Bd. XI. S. 213.

2) *Essai sur les données immédiates de la conscience.*

die ihrem Wesen nach ausgedehnt ist — zu erkennen und in ihren gesetzmäßigen Notwendigkeiten zu verstehen, so schwer fällt es uns, die Vorgänge in uns selbst, unser eigenes Ich zu begreifen. In dem Augenblick, da wir unsere gewohnten Raumvorstellungen an unser Innenleben herantragen, fälschen wir bereits den wahren Sachverhalt und verbauen uns damit die einzige Möglichkeit, zu richtigen Erkenntnissen über seelische Tatsachen zu gelangen. Denn die reine Qualität, das Unausgedehnte *sui generis*, das fließende Kontinuum unseres Erlebens wird für uns verständlich — und das heißt meßbar — erst dann, wenn wir diese reine Qualität in Quantität übersetzen, auf den Hintergrund eines homogenen Raumes projizieren.

Der Zeitbegriff, wie ihn die Naturwissenschaft anwendet, ist dem räumlich gerichteten Denken entsprechend gebaut. Die Zeit als Kontinuum inneren Erlebens verblaßt und verflüchtigt sich zu jener in gleiche Abschnitte gestückelten, meßbaren Zeit der Physik, die nichts anderes ist als eine durch den Raum ihrer wesentlichsten Züge beraubte Vorstellung, nur noch ein Gespenst, eine Art von Leichnam jener lebendigen Zeit, die das Substrat biologischen Werdens darstellt.

Aus dem gleichen Grunde vermögen wir auch die Bewegung als lebendigen biologischen Akt in ihrem Wesen nur so schwer zu erfassen. Der einmalige Vorgang *sui generis*, den etwa das Heben eines Armes, der Flug eines Pfeiles darstellt, wird von uns durch unser räumlich zentriertes Denken aufgelöst in eine durchmessene Strecke, eine Flugbahn, die sich beliebig teilen und so unmittelbar räumlich darstellen läßt. Damit ist aber der Bewegung als dem eigentlichen Vorgang das wichtigste, ja das entscheidende Element entzogen. Was übrig bleibt, ist nicht mehr der unteilbare Akt selber, sondern sein räumliches Substrat, das nichts mehr von der Bewegung selbst enthält.

Warum fällt es uns nun so schwer, uns von unserem gewohnten raumdurchsetzten Denken frei zu machen, uns das Unausgedehnte als solches: die reine Qualität innerer Zuständlichkeiten, die konkrete Lebendigkeit der Bewegung, die reale biologische Zeit (im Gegensatz zur physikalischen) vorzustellen? Offenbar deshalb, weil wir vom Leben dazu prädestiniert sind, in den Raum hinein zu wirken, mittels der Akte unseres Körpers die Materie, die Außenwelt bewegend zu gestalten. Unser Bewußtsein, das seinem Wesen nach nach außen gerichtet ist, beleuchtet von Augenblick zu Augenblick die Sphäre unseres möglichen Handelns. Ja man kann sagen, daß die Wahrnehmung der Außenwelt nichts anderes ist, als das Maß unserer virtuellen Wir-

kung auf eben diese Außenwelt. So erscheint unser Denken als eminent praktisch zentriert. Unser Intellekt fühlt sich da wohl, wo er dem eigentlichen Material unseres Wirkens, nämlich der unbelebten Materie, am nächsten steht. Zwischen der unbelebten Materie und dem Intellekt besteht eine Wesensverwandtschaft, die es erklärt, daß wir alles, was uns als Denkobjekt entgegentritt, wie unbelebte Materie und nach ihren Gesetzen verstehen wollen.

Sobald wir uns durch einen besonderen Willensakt von der gewohnten Sphäre unseres Handelns entfernen, uns mit dem Leben spekulativ befassen, erkennen wir an den wachsenden Schwierigkeiten, die sich uns in den Weg stellen, daß wir uns auf ein unserem Denken wesensfremdes Gebiet begeben haben. Wie wir die Zeit als solche, die konkrete Dauer im biologischen Sinne (*durée*) nur durch das Medium der abstrakten physikalischen Zeit (*temps*) erfassen, so müssen wir auch das Lebendige töten, um es mit unserm Intellekt zu begreifen. Das Leben als solches, das schöpferisch und unräumlich wirkt, entschlüpft den Maschen des Netzes, das unser Intellekt ihm überzuwerfen sucht.

Nicht die Vergangenheit, deren Ketten wir mitschleppen, sondern die Zukunft ist es, und zwar unsere unmittelbare persönliche Zukunft, die uns interessiert: die Vorbereitung von Handlung und Wirkung auf die Außenwelt ist so vordringlich im Blickfeld unserer Aufmerksamkeit, daß uns die Vergangenheit nur insoweit wichtig erscheint — und damit bewußt wird — als sie für diese unsere Zukunftsvorbereitung von Belang ist.

Aus diesen hier nur skizzenhaft wiedergegebenen Gedanken Bergsons läßt sich ein Ansatzpunkt gewinnen für das Verständnis seiner Gedächtnislehre, der sein erkenntnistheoretisches Hauptwerk¹ gewidmet ist.

Die wesentlichste Annahme in Bergsons Gedächtnistheorie besteht darin, daß er zwei von einander getrennte, in der Praxis jedoch in engster Zusammenarbeit stehende Gedächtnisarten unterscheidet. Das eine dieser „Gedächtnisse“, das motorische Gedächtnis oder Körpergedächtnis besteht nach Ansicht von Bergson in der Fähigkeit zur Wiederholung, zur Reproduktion eingelernter körperlicher Mechanismen. Wenn wir z. B. ein Gedicht auswendig herzusagen gelernt haben, so ist diese Fähigkeit eine Leistung eben dieses Körpergedächtnisses,

1) *Matière et Mémoire*, 1. Aufl., Paris 1896.

in seinem Aufbau etwa dem Ergebnis der Dressur eines Tieres gleichzusetzen. Wir lernen schon in der Kindheit in immer wachsendem Maße mittels dieser motorischen Mechanismen die Außenwelt meistern. Wir reagieren auf die Reize, die uns begegnen, mit einstudierten reflexartigen Handlungen und nähern uns damit bei wachsender Anpassung an die Forderungen der Außenwelt einem Stadium von reflektorischem Automatismus.

Radikal und dem Wesen nach von diesem motorischen Körpergedächtnis verschieden ist jenes zweite Gedächtnis, das von Bergson „reine Erinnerung“ (*souvenir pur*) genannt wird. Es besteht im Gegensatz zu dem ersteren in der Fähigkeit, jeden einmal gelebten Zustand unserer Geschichte festzuhalten. Ja der auszeichnende Zug der reinen Erinnerung ist gerade die Einmaligkeit der von ihr bewahrten Eindrücke. Das Leben selbst tendiert in der Richtung eines innigen Zusammenspiels der beiden Gedächtnisfunktionen. Es wird nur selten derart automatisierte Handlungen geben, daß nicht die bildmäßige Einmaligkeit der reinen Erinnerung sich in sie mischte. Wenn wir das auswendig gelernte Gedicht aufsagen, so ist das absolut automatische Nachplappern nur der äußerste Grenzfall; es werden vielmehr im allgemeinen einzelne, wenn auch unklare Erinnerungsbilder diese Produktion begleiten. Und umgekehrt: Wenn wir uns etwa mit einem spezifischen Willensakt, eben um uns zu erinnern, kontemplativ in eine Situation unserer Vergangenheit zurückversetzen, uns Bilder und Gefühle jener Situation gegenwärtig machen, so wird immer, wenn auch nur im Ansatz, ein Versuch nachzuweisen sein, diese Vergangenheitssituation zu beleben, in Gegenwart, also in Handlung und räumliche Äußerung umzusetzen.

Anpassung an die Realität ist das allgemeine Ziel allen Lebens. Diesem Ziel dienen die aus der Wahrnehmung gespeisten, in motorische Mechanismen umgesetzten automatischen Reaktionen aller Lebewesen. Wenn aber motorische Gewohnheit diese Anpassung gewährleistet, wozu dient dann die Funktion der reinen Erinnerung, die alle Situationen des gelebten Lebens in ihrer Einmaligkeit bewahrt? Ist sie nicht geeignet, den Traum in die Realität einzumischen und damit den praktischen Charakter des Lebens zu fälschen? Offenbar wäre es so, wenn nicht das auf die Wahrnehmung gerichtete Gegenwartsbewußtsein alle jene Bilder verdrängte, die nicht geeignet sind, mit dieser Gegenwart in nützliche Beziehungen einzugehen. Solche Erinnerungen tauchen zwar hie und da trotzdem auf, aber sie sind wie in einen Dunstkreis von minderer

Helligkeit gehüllt und verlieren sich in einer riesigen Zone völligen Dunkels. Lockert sich für einen Augenblick das vom Gehirn aufrechterhaltene Gleichgewicht zwischen äußerem Reiz und motorischer Reaktion, so treten jene im Dunkel schlummernden Bilder alsbald ins helle Licht: diese Vorbedingung ist im Schlaf, im Traum, verwirklicht. Überall da, wo jenes notwendige, vom motorischen Gedächtnis aufrechterhaltene Gleichgewicht gestört ist, entsteht die Gefahr, daß die reine Erinnerung das Bewußtsein mit ihren Bildern überflutet und so die eigentliche Aufgabe des Lebewesens, die praktisch gerichtete Handlung unmöglich macht. Die Verdrängung, das Im-Schach-Halten der reinen Erinnerung ist also eine Hauptfunktion des anderen, des motorischen Gedächtnisses.¹

Diese dualistische Auffassung des Gedächtnisses ermöglicht die Annahme eines Unbewußten, dessen Darstellung von Bergson ein wichtiger Abschnitt seines Werkes gewidmet wird.² Weil wir als handelnde und bewußte Wesen unserer Wirkung auf die Außenwelt unsere gesamte Aufmerksamkeit zuwenden, sträuben wir uns so sehr gegen die Annahme unbewußter psychologischer Zustände. Ist aber die Eigenschaft des Bewußtseins eben nur ein Kennzeichen der Gegenwart, der gelebten Aktualität, also auch des handelnden Wesens, so folgt daraus, daß ein psychologischer Zustand keineswegs seine Existenz zu verlieren braucht, wenn er aufhört, bewußt zu sein. Im psychologischen Bereich ist also Bewußtheit nicht identisch mit Existenz, sondern lediglich mit unmittelbarer Wirksamkeit. Hält man diese Anschauung fest, so wird es leichter, einen unbewußten psychologischen Zustand zuzugeben, dessen Kennzeichen gerade seine Machtlosigkeit ist. Das Bewußtsein hat bei einem lebenden Wesen eben vor allem die Aufgabe, die Handlung zu überwachen, die Wahl zu erleichtern. Es wirft sein Licht auf die unmittelbaren Vorbedingungen der Entscheidung und auf alle jene Erinnerungen aus der Vergangenheit, die in irgendwie nützlicher Weise an der Gegenwartssituation beteiligt werden können. Der Rest bleibt im Dunkel. Die hartnäckige Illusion, daß es nur bewußte seelische Zustände geben könne, beruht auf der irrtümlichen Annahme, das Bewußtsein sei nur nebenbei praktisch bedeutsam, seinem Wesen nach vielmehr spekulativ gerichtet. So will man nicht verstehen, warum das Bewußtsein sich über-

1) Ebenda, S. 81 ff.

2) *Matière et Mémoire*, 6. Aufl. S. 152 ff. Im folgenden sind, zum Teil in wörtlicher Wiedergabe, die wichtigsten Formulierungen dieses Abschnitts wiedergegeben.

haupt Erinnerungen entgleiten läßt, und ebensowenig, warum nicht alles das vom Bewußtsein erhellt wird, was nicht gänzlich verschwunden ist. Man wird erst dann zu einer richtigen Anschauung der Dinge gelangen, wenn man dem Bewußtsein seine wahre (praktische) Rolle zugesteht. Es ist ebenso wenig begründet zu behaupten, daß die einmal erlebte Vergangenheit erlischt, als es Sinn hätte anzunehmen, daß die materiellen Dinge aufhörten zu existieren, wenn wir aufhören, sie wahrzunehmen.

Aber der Raum ist ja der Schauplatz unserer künftigen Handlungen und er erweist seine Realität einwandfrei aus diesem praktischen Grunde. Dagegen sind die Erinnerungen aus unserer Vergangenheit tote Gewichte, die wir mit uns schleppen und von denen wir uns am liebsten befreit wissen möchten.¹ Derselbe Instinkt, der uns dazu treibt, uns so bereitwillig der Raumvorstellung zu öffnen, veranlaßt uns gerade, die ablaufende Zeit hinter uns abzuriegeln. So halten wir auch in unserem inneren Leben nur das für real, was der gegenwärtige Augenblick enthält. Der Rest ist praktisch für uns ausgelöscht. Daher kommt es auch, daß eine plötzlich auftauchende Erinnerung den Eindruck eines Gespensts hervorruft, dessen geheimnisvolles Erscheinen durch besondere Theorien aufgeklärt werden muß.¹ ... Wollte man genauer hinschauen, so würden die Erinnerungen eine Kette ganz gleicher Art bilden, wie unsere Raumwahrnehmungen, und unser Charakter erschiene allgegenwärtig bei jeder unserer Entscheidungen, als Synthese aller unserer vergangenen Zustände.

So wird der Begriff des Unbewußten in ein künstliches Dunkel gehüllt. Unser vergangenes Seelenleben bedingt in seiner Gesamtheit unsern gegenwärtigen Zustand, ohne ihn in notwendiger Weise zu determinieren.¹ Ebenso prägt es sich in seiner Gesamtheit in unserm Charakter aus, obgleich sich keiner der vergangenen Zustände als solcher in unserm Charakter kenntlich macht. Diese beiden Tatsachen gewährleisten jedem einzelnen vergangenen Zustand eine Existenz, die zwar real, aber unbewußt ist ...

Aus diesen dualistischen Auffassungen über das Gedächtnis, aus der Gegenüberstellung des bewußt Gegenwärtigen und des unbewußt Vergangenen gewinnt Bergson einen wichtigen Anhaltspunkt für die Charakterologie.

1) Hier gesperrt.

„An dem innigen und tadellosen Ineinandergreifen der beiden Gedächtnisarten erkennen wir die an das Leben wahrhaft angepaßten Menschen. Den Mann der Tat kennzeichnet die Schnelligkeit, mit welcher er angesichts einer Situation alle diejenigen Erinnerungen herbeiruft, die ihm nützlich sein können. Aber gerade darin besteht auch die unübersteigbare Schranke, die die unnötigen oder gleichgültigen, dem Bewußtsein sich aufdrängenden Erinnerungen finden. Ganz und gar der Gegenwart leben, auf einen Reiz mit einer sofortigen Handlung antworten, die ihn fortsetzt, das ist die Eigenschaft der niederen Lebewesen. Wer so handelt, ist ein Impulsiver. Aber noch viel weniger für das Leben geeignet ist jener, der in der Vergangenheit lebt, um der Lust willen, darin zu leben. Bei ihm tauchen die Erinnerungen ins Licht des Bewußtseins ohne Nutzen für seine gegenwärtige Situation. Er ist nicht der Impulsive, sondern der Träumer. Zwischen diesen Extremen nun bewegt sich jene Gedächtnisorganisation, die gewandt genug ist, die Augenblickssituation genau zu erfassen, aber auch energisch genug, jedem andern Ruf zu widerstehen. Auf diesem Gleichgewicht beruht der gesunde Menschenverstand.“

Ein Bewußtsein aber, das sich von der Handlungssphäre der Gegenwart ablöst, sich ganz auf die reine Erinnerung, auf die persönliche Vergangenheit zurückzieht, hätte damit die Gesamtheit dieser Vergangenheit vor sich und keinerlei Grund, sich auf irgend einen Teil dieser Vergangenheit stärker zu konzentrieren, als auf einen andern.

Wir sehen schon, worauf diese Auffassung in ihrem philosophischen Endziel hinauslaufen muß. Wenn das Ausgedehnte, die äußere Realität des Lebewesens, die Notwendigkeit, also die objektive Gesetzmäßigkeit repräsentiert, die Sphäre, mit welcher das Lebewesen durch seine aktuelle Gegenwart, durch seinen Körper verbunden ist, so ist das Unausgedehnte, die reine Erinnerung, die Sphäre des Geistes und zugleich die Sphäre der Freiheit. Um ein mathematisches Bild zu wählen: Bergson konstruiert das Gedächtnis im Sinne einer Parabel. Der Brennpunkt dieser Parabel ist die Verbindung des Lebewesens mit seiner Umwelt durch das Medium seines Körpers, d. i. seines sensorisch-motorischen Systems. Hier ist die Stelle, wo Freiheit (der Innenwelt) und Notwendigkeit (der Außenwelt) sich zu einem innigen Ineinanderwirken verbinden. In diesem Sinne lautet der Schlußsatz seines Werkes über Materie und Gedächtnis:

„Die Freiheit schlägt tiefe Wurzeln im Reich der Notwendigkeit und geht mit ihr die engste Verbindung ein. Der Geist prägt der Materie die Wahrnehmungen auf, aus denen er seine Nahrung zieht und gibt sie ihr in der Form von Bewegung, von Leistung zurück, der er den Stempel der Freiheit aufgedrückt hat.“

Bergsons Freiheitsidee in psychoanalytischer Kritik

Versuchen wir nun vom Standpunkt der Freudschen Lehre aus zu diesen Gedankengängen Stellung zu nehmen, so müssen wir zunächst zugeben, daß uns manche dieser Auffassungen Bergsons sehr vertraut berühren. Wir erkennen unschwer in der Gesamtkonstruktion einige Grundzüge wieder, die für die psychoanalytische Auffassung maßgebend geworden sind. Wir finden in dem Dualismus einer Leistungs- und Traumsphäre jenen Gegensatz, den die Analyse zwischen Realitätsprinzip und Lustprinzip aufstellt. Das Unbewußte, das eigentliche Forschungsgebiet der Analyse, wird bei Bergson dem Bewußtsein gegenübergestellt, wie das Unbewußte der Psychoanalyse dem bewußten Ich gegenübersteht. Wir erinnern uns der Bemerkung Freuds, daß das Ich vor allem ein Körper-Ich ist, und daß eine seiner Hauptaufgaben die Prüfung und zunehmende Beherrschung der Realität darstellt.

Auch der für die Analyse, wie wir eingangs erinnerten, grundlegende Begriff des Widerstands, der Verdrängung, findet sich in Bergsons System wieder: wiederholt wird ja von ihm betont und hervorgehoben, daß es zu den wesentlichen Funktionen des Bewußtseins gehört, eine Schranke gegen die Überflutung mit den aus dem Unbewußten stammenden, nicht für die Gegenwartssituation erforderlichen Erinnerungen aufzurichten. Der Traum, mit dessen Erforschung die Psychoanalyse ihre selbständige wissenschaftliche Laufbahn antrat, wird als charakteristische Produktion des Unbewußten angenommen, die Unterbrechung der Realitätsbindung als Bedingung für die Produktion des Traumes sehr ähnlich wie in der Psychoanalyse vorausgesetzt.

Und doch vermissen wir, wie dies gar nicht anders möglich ist, ein ganz wesentliches Moment im Bergsonschen System, jenes Moment, das Freud als den dritten Grundpfeiler der Psychoanalyse neben den Begriffen des Unbewußten und des Widerstands angegeben hat: den Begriff der Sexualität, wenn wir vom biologischen, das Lustprinzip, wenn wir vom metapsychologisch-ökonomischen Standpunkt ausgehen.

Das Unbewußte, die „reine Erinnerung“ ist bei Bergson die Sphäre des Geistes und der Freiheit.

Hier aber liegt die Illusion, die für die Psychoanalyse unannehmbar ist, auf die übrigens schon Eduard von Hartmann hingewiesen hat. In der Unbewußtheit der seelischen Vorgänge, meint v. Hartmann, liegt das wichtigste Hilfsmittel für das Zustandekommen der Selbsttäuschung der indeterministischen Freiheit.¹ Genau so wird auch die Psychoanalyse argumentieren, nur daß sie die Unerkennbarkeit des Unbewußten auf Grund ihrer Erfahrungen bestreiten muß.

Im Gegenteil entdeckten wir durch die Psychoanalyse in den Tiefen des Unbewußten statt der Freiheit Gesetzlichkeit, statt der Ursachlosigkeit Kausalität. Die Voraussetzung für jede Erforschung des Unbewußten mußte die Vorstellung von einer strengen kausalen Determiniertheit unbewußter Vorgänge sein: ohne diese Voraussetzung hätte Freud gar nicht an die psychoanalytische Arbeit herangehen können, da ja Kausalitätsfindung die eigentliche Form aller wissenschaftlichen Anschauung ist, sobald das Gebiet des rein Deskriptiven verlassen wird. Daß er allerdings mit dieser Voraussetzung Recht behielt, m. a. W. daß er sein Material der Kausalitätsforderung entgegenkommen sah — diese Tatsache kann als ein Gegenbeweis gegen die Lehre von der Freiheit im Seelischen angesehen werden und muß damit auch als die Widerlegung einer der wichtigsten metaphysischen Schlußfolgerungen Bergsons gelten.

Wenn Bergson seinen Gedächtnisbegriff parabolisch konstruierte, so können wir die Auffassung der Psychoanalyse einer Ellipse vergleichen, die im Gegensatz zur Parabel ein geschlossenes, endliches System und zwar mit zwei Brennpunkten darstellt: der eine, den auch Bergson annimmt, ist das Realitätsprinzip, dem sich das Lebewesen auf dem Wege von der Kindheit zur Reife entgegenentwickelt, bezw. entwickeln sollte: der andere, von der Psychoanalyse neu eingeführte Brennpunkt jedoch, das um die Sexualität zentrierte Lustprinzip, ist der eigentliche Gegenpol, den wir dem Realitätsprinzip gegenüberstellen müssen.

Wir können sagen, daß die Arbeit der Psychoanalyse dort einsetzt, wo die Bergsonsche philosophische Konstruktion endet, nämlich genau in jenem Spielraum beginnt, den Bergson der Freiheit anwies. Hält man die bipolare Anordnung der Gedächtnisfunktion fest, so kann man von zwei einander entgegengesetzten Prinzipien der Erin-

1) Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins, Berlin 1879. S. 457.

nerungsfunktion sprechen, die wir als Aktualisierung und Erotisierung einander gegenüberzustellen vermögen.¹

Wir erkennen damit auch die prinzipielle Gegensätzlichkeit der beiden psychologischen Grundeinstellungen, die wir als bewußtseinspsychologische und tiefenpsychologische einander bekämpfen sehen. Jede der beiden Richtungen findet den Schwerpunkt ihrer Anschauungen in einem der beiden Brennpunkte der „Gedächtnisellipse“: die eine untersucht das Gegenwartsbewußtsein, das unter der Herrschaft des bewußten Willens steht, die andere, deren Methode nicht die Assoziation sondern der freie Einfall ist, führt in die Richtung des Traumes, des Unbewußten und hat hier als determinierenden Faktor die Sexualität entdeckt.

Die bipolare Auffassung der Gedächtnisfunktion scheint uns eine unmittelbare und klärende Bedeutung zu besitzen für zwei Probleme, die im folgenden betrachtet werden sollen: für die Entstehung des Freiheitsbewußtseins und für die Begründung des Gewissensbegriffs.

Bergson macht für alles, was an der menschlichen Handlung den Stempel der Notwendigkeit trägt, die Verflechtung des Lebewesens in die dem Naturgesetz unterliegende Sphäre der Außenwelt verantwortlich. Niemand leugnet, daß kraft der natürlichen Bedingungen, unter denen wir durch unsern Körper mit der Gesamtheit der Körperwelt verbunden sind, ein wesentlicher Teil unserer Handlungen jenen Reflexcharakter aufweist, der schon bei den primitivsten Lebewesen festzustellen ist. Wenn wir unter dem Einfluß eines blendenden Lichtes die Augen schließen, so wird niemand behaupten, daß das Schließen der Augen einen Akt des freien Willens darstellt. Es handelt sich vielmehr hier um die unmittelbare Beantwortung eines aus der Außenwelt kommenden Reizes im Sinne der Aufrechterhaltung des Körpergleichgewichts und seiner notwendigen Voraussetzungen. Ein großer Teil unserer täglichen Handlungen trägt einen solchen Reflexcharakter, wenn auch nicht in dem extremen Ausmaß, wie ihn der automatische Körperreflex besitzt. Die Behauptung von der Existenz eines freien Willens bezieht sich auch gar nicht auf diese mehr oder minder automatischen Handlungen, vielmehr immer auf solche Handlungen, bei denen der Charakter eines Entschlusses, also eine Wahl vorliegt. Bergson als Anhänger der Freiheitsidee hat dies in seinem ersten

1) Damit würden wir die Gedächtnisfunktion übrigens in gleiche Linie mit der Funktionspolarität der Körperorgane setzen.

Hauptwerk¹ sehr klar zum Ausdruck gebracht. Wir handeln, so meint er, im allgemeinen gewohnheitsmäßig und reflexmäßig wie „ein bewußter Automat“. Aber nicht nur bei den nebensächlichen und gleichgültigen Verrichtungen, sondern auch in schwerwiegenden Umständen, denen gegenüber wir oft, aus Trägheit oder Willenlosigkeit, unsere Freiheit preisgeben. Oft glauben wir, daß wir „frei“ gehandelt haben und finden nachträglich zu unserm Erstaunen, daß wir nur unbewußt den Einflüssen der Außenwelt, etwa dem Rat von Freunden in unserm Entschluß gefolgt sind, Einflüsse, die sich wie eine feste Schicht oder Kruste auf der Oberfläche unserer ganz persönlichen Empfindungen bilden. „Manchmal aber bricht im Augenblick, da die Handlung sich vollziehen soll, eine Revolution aus. Es ist das Ich der Tiefe (*le moi d'en bas*), das an die Oberfläche aufsteigt. Die äußere Kruste zerbricht unter dem Einfluß einer unwiderstehlichen Gewalt. Es brodelte also in den Tiefen dieses unseres Ichs, unterhalb aller noch so vernünftigen Argumente; von dort unten her entstand eine wachsende Spannung von Gefühlen und Vorstellungen, die man nicht unbewußt nennen kann, der wir aber auch nicht unsere Aufmerksamkeit schenken wollten. Wenn wir nachher darüber nachdenken und unsere Erinnerungen sorgfältig sammeln, so finden wir, daß wir selber die Urheber dieser Gedanken waren, daß wir selbst diese Gefühle gelebt haben, sie aber infolge eines unbegreiflichen Widerstands in die dunklen Tiefen unseres Wesens verbannten, wenn sie an die Oberfläche auftauchen wollten. Deswegen suchen wir auch umsonst nach einer Erklärung für die plötzliche Änderung des Entschlusses aus den zu Tage liegenden, vorhergegangenen Umständen. Wir wollen wissen, aus welchem Grunde wir uns so entschlossen haben und wir finden, daß wir uns ohne Grund entschlossen haben, vielleicht sogar gegen jeden vernünftigen Grund...“ „Die Handlung... entspricht also der Gesamtheit unserer intimsten Gefühle, Gedanken und Absichten, mithin dem Inbegriff unseres vergangenen Lebens, unserer persönlichen Vorstellung von Glück und Ehre...“

Hier also, in dem „*moi d'en bas*“ sucht und findet Bergson die Sphäre der Willensfreiheit. Es wird uns an Hand der psychoanalytischen Erkenntnisse heute nicht mehr schwer, ganz im Sinne der E. v. Hartmannschen Voraussicht, diese Auffassung auf die Unvertrautheit mit den Gesetzmäßigkeiten der unbewußten Triebwelt zurückzuführen

1) Essai, S. 129 f.

und damit auch abzulehnen. Es ist allerdings das „Ich der Tiefe“, das den Entschluß herbeigeführt hat. Wir entschließen uns auch in solchen Fällen manchmal sehr wohl gegen äußere Gründe, nicht aber ohne Grund. Nur sind die Gründe unserem Bewußtsein entzogen gewesen; sie lassen sich nachweisen, wenn man sich die Mühe nimmt, ihre unbewußte triebhafte Determinierung durch die analytische Methode festzustellen. Ja, die Psychoanalyse hat uns sogar einen Typus zwanghafter Handlungen kennen und verstehen gelehrt, deren charakteristischer Zug gerade darin liegt, daß sie nicht durch die Außenwelt, nicht durch das Realitätsprinzip determiniert werden können, und die doch den Charakter der Notwendigkeit tragen.

Es gibt also, so müssen wir schließen, zwei von einander getrennte Determinationssysteme für unsere Handlungen. Beide Systeme können im extremen Fall den Charakter der unentrinnbaren Notwendigkeit an sich tragen: die Reflexhandlung (im weitesten Sinne) gegen Außenweltreize und die zwanghafte Triebhandlung als Ausdruck einer unbewußten Fixierung.

Wo bleibt also das Reich der Freiheit, das sich immer mehr in den Nebel metaphysischer Träumerei zurückzieht? Wäre das eigentümliche Phänomen des Verantwortlichkeitsbewußtseins nicht vorhanden, das eine psychologische Untersuchung herausfordert, wir könnten die Freiheitsfrage ruhig ad acta legen.

Nun besteht aber die unleugbare Tatsache, daß es Handlungen gibt, die wir subjektiv als Ergebnisse eines „freien Willens“ empfinden, Handlungen, deren typisches Merkmal darin besteht, daß sie Entschlußcharakter tragen und als Ergebnis einer vorhergegangenen Willenschwankung, einer Wahl erscheinen. Eng damit zusammenhängend entdecken wir das Phänomen der Reue im Anschluß an eine Handlung, die wir als dem Imperativ unseres Gewissens zuwiderlaufend empfinden, und es ist bekanntlich gerade diese Erscheinung, die die Verfechter der Willensfreiheit für sich glauben anführen zu können.

Die Zeit ist vorbei, die an diese Erscheinung weitgehende metaphysische Spekulationen knüpfen wollte. Uns interessiert etwas ganz anderes: nämlich die Frage, welche psychologische Voraussetzungen dafür verantwortlich sind, daß wir subjektiv das Gefühl der freien Wahl, sei es nun mit Recht oder Unrecht, angesichts solcher Handlungen empfinden.

Wenn wir einmal darüber klar sind, daß unsere gesamte Hand-

lungssphäre doppelseitig, nämlich durch das Realitätsprinzip und das Lustprinzip determiniert wird und daß die tatsächliche Handlung durchweg ein Kompromiß beider Prinzipien repräsentiert, so bleibt für das Freiheitsbewußtsein als Schauplatz nur jene schmale Zone übrig, die zwischen den beiden Reichen der Außenwelt und des Unbewußten gelegen ist: die Zone des bewußten Ichs, das, wie Freud ausgeführt hat, in doppelter Abwehrstellung gegenüber den Gefahren von innen und von außen eine wenig beneidenswerte Rolle spielt.

Um ein Bild zu verwenden, das Freud im gleichen Zusammenhang geprägt hat: Das Ich als Reiter sieht sich sehr oft gezwungen, dem Willen des Rosses nachzugeben und gegen besseres Wissen den Weg einzuschlagen, den das unter der Herrschaft des Lustprinzips stehende Es begehrt. Wann wird nun der Reiter das Gefühl des freien Willens empfinden? Offenbar weder dann, wenn er gezwungen ist, einer plötzlich auftauchenden Gefahr auf dem Wege auszuweichen, noch dann, wenn er sich zu schwach fühlt, die Richtung zu verlassen, die sein Tier ihn einzuschlagen zwingt. Das Gefühl der Freiheit wird er vielmehr nur dann verspüren, wenn er gegen diese beiden gefährlichen Gewalten den Sieg behauptet und in der Richtung reitet, die ihm sein eigenes Gutdünken vorschreibt.

Damit umgrenzen wir zunächst den Umfang jenes Gebiets, das den Schauplatz der subjektiven Freiheitsempfindung darstellt. Nur der Bezirk, der vom Bewußtsein, also von der nach außen gewandten Institution des Ichs erleuchtet wird, kann als der Bezirk des Freiheitsgefühls in Betracht kommen. Gelingt es dem Ich, die determinierende Gewalt der beiden Prinzipien, die es bedrohen, der äußeren Realität und der Triebwelt des Es, durch ein glückliches Kompromiß zu beschwören, zwischen Scylla und Charybdis heil hindurch zu steuern, so ist das immer mit einem Triumphgefühl verbunden. Dieses Triumphgefühl jedoch können wir uns, der Lehre der Psychoanalyse folgend, nicht anders erklären, als durch den Narzißmus, mit welchem das Ich geladen ist. Der narzißtische Triumph des Ichs dürfte also die Ursache der Empfindung von der Willensfreiheit sein, der Triumph, der darin liegt, Daimon und Tyche bezwungen zu haben. Mag immerhin auch in der vom Ich als Ergebnis der freien Wahl empfundenen Handlung Triebstärke und Richtung durch Es und Realität bestimmt sein, die Originalität des Kompromisses durch diese Handlung können wir dem Ich nicht abstreiten. Und gerade diese Originalität, der Stempel der „Persönlichkeit“, der der Ich-be-

herrschten Handlung aufgeprägt ist, bildet jenen auszeichnenden Charakter, den wir der Sphäre der Willensfreiheit einzuräumen geneigt sind.

Zur Frage der Gewissensentstehung

Wie wir sahen, liegt der Bergsonschen Philosophie durchgängig eine Annahme zu Grunde, die zu seiner erkenntnistheoretischen und metaphysischen Auffassung Wesentliches beigetragen hat. Es handelt sich um die, wenn man will metaphysische, von der biologischen Beobachtung übrigens reichlich bestätigte Annahme, daß der Sinn alles Lebens in der Aktivität, der Wirkung jedes Lebewesens in die Außenwelt liegt. Man könnte die Bergsonsche Lehre geradezu mit dem Motto Goethes überschreiben: Im Anfang war die Tat.

Wir vermuten nun, daß diese Annahme eine gewisse Bedeutung erlangen kann für ein Verständnis von der Einrichtung, die Freud als zweite große Institution des Ich beschrieben hat: Für die Bildung des Über-Ichs und dessen bewußte Repräsentanz, das Gewissen.

Wenn wir uns in diesem Sinne über die Funktion des Ichs zwischen Realität und Triebwelt klar zu werden suchen, so bietet sich ein bildlicher Vergleich an, der ein Stück weiter hilft. Das Ich erscheint in diesem Bild als ein modernes elektrisches Kraftwerk, das die Wasserkraft eines Stromes für zweckvolle Arbeit auszunutzen hat.

Nähern wir uns, wie Bergson das tut, dem Stauwerk vom Unterlauf her, so werden wir eine genaue Beschreibung der Motorenanlage zu geben vermögen und geneigt sein, eben dieser Motorenanlage den Sinn aller von uns wahrgenommenen Einrichtungen zuzuschreiben. Dagegen werden wir von diesem Unterlaufstandpunkt aus über all das, was oberhalb des Stauwerks gelegen ist, nur wenig auszusagen wissen.

Anders, wenn wir das Kraftwerk in seinen Funktionen von der oberen Stromseite aus betrachten. Dies aber ist offenbar die Blickrichtung des Psychoanalytikers. Wir finden einen aufgestauten Strom, der geneigt ist, gelegentlich seine Ufer zu überfluten und damit diejenigen Bestimmungen zu verletzen, die ihm durch die Einrichtung des Stauwerks auferlegt sind. Als wesentlichste Oberlaufanlage des Stauwerks werden wir aber ein kunstvolles Gittersystem gewahren, das die Aufgabe hat, den Strom derart zu regulieren, daß er gerade genügend Kraft für die unterhalb befindliche Motorenanlage abgibt. Wenn in der Tat, wie wir vermuten, die nützliche Arbeit das eigentliche Ziel

der Gesamtanlage darstellt, so wird die Funktion dieses Gittersystems für ein tadelloses Arbeiten der Motoren von besonderer Wichtigkeit sein. Dieses Gittersystem war es, das Freud in seiner Traumdeutung als *Zensur* entdeckt hat. Die Schranke zwischen Unbewußtem und Vorbewußtem und andererseits zwischen Vorbewußtem und Bewußtsein ist dadurch ausgezeichnet, daß sich nur ein kleiner Teil von Triebregungen den Einlaß von einem System in das andere verschaffen kann, daß sich ferner diese Triebregungen bei ihrem Eintritt in den Lichtkegel des Bewußtseins vielfach Abänderungen gefallen lassen müssen, nur in maskierter, symbolischer Verkleidung im Bewußtsein auftreten dürfen. Es würde nun nicht erfindlich sein, warum ein solches Filtersystem existiert, will man nicht gleichzeitig annehmen, daß in der Tat die nützliche Handlung, sei dies nun im biologischen oder im sozialen Sinne, das immanente Ziel der Persönlichkeitskonstruktion ist.

Wir können so die Vermutung wagen, daß Verdrängung und Sublimierung, die beiden Hauptäußerungsformen der Über-Ichinstanz, dazu dienen, die Funktion der bewußten Handlung zu gewährleisten. Verdrängt wird — und hier enthüllt sich vornehmlich die zersetzende, „grausame“ Wirkung der Über-Ich-Instanz — alles, was unter keinen Umständen geeignet ist, die bewußte soziale Handlung zuwege zu bringen. Sublimierung dagegen läßt das Ich durch die Über-Ich-Instanz denjenigen Elementen angedeihen, die, wenn auch in veränderter Form, für die Handlung als Triebkräfte von Bedeutung sein können.

So wäre, bleibt man im Rahmen des räumlichen Bildes, das Über-Ich jene Instanz, die auf der Grenze zwischen Ich und Es gelegen ist und damit auch die eigentümliche Doppelstellung einnimmt, die besonders in dem Buch von Alexander¹ so eindrucksvoll hervorgehoben worden ist. Kommuniziert das Bewußtsein als nach außen gewandte Ich-Instanz aufs engste mit den Objekten der realen Umwelt, so das Über-Ich als eine Art von Innenbewußtsein mit den Strebungen des Es. Wir würden so verstehen, daß dem Über-Ich eine Rolle zufällt, die vielleicht am besten als Es-Prüfung (entsprechend der Funktion der Realitätsprüfung durch das Bewußtsein) bezeichnet werden kann. Sein besonders bei der Zwangsneurose hervortretender „sadistischer“ Charakter beruht darauf, daß es Es-Aggression zu zersetzen hat. Die Engmaschigkeit oder Weitmaschigkeit des Über-Ich-Gittersystems wird entscheidende Bedeutung für die Gesamtpersönlichkeit und damit

1) Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit, Wien 1927.

auch für ihre immanente Aufgabe, die Nutzleistung nach außen, gewinnen. Zu enges Gitter bedeutet übermäßige Verdrängung, Stauung und damit jenen eigentümlich leidvollen Spannungszustand der Neurose: bedeutet aber zugleich auch, von der „Unterlaufseite“ gesehen, die Verminderung der Leistungsfähigkeit nach außen infolge verringerten Stromdurchlasses. Zu weitmaschiges Gitter hat die gegenteilige Folge: Durchlaß ungehemmter (aggressiver) Triebelemente, mit dem Erfolg mehr oder minder deutlicher Asozialität der Handlung. Der Minderwertige, der Verbrecher ist das Opfer dieses Defekts, der in einer mangelhaften Es-Prüfung des Über-Ichs zu suchen ist. Die Sublimierung, die glückliche Transformation von Es-Elementen in sozial nützliche Handlung dürfte also der Ausdruck einer normalen Funktion des Über-Ichs sein.

Weiter oben bemühten wir uns um Verständnis für das eigentümliche Erlebnis der Freiheit angesichts gewisser Ich-bestimmter Handlungen. Wir fanden, daß das Freiheitserlebnis an jene Handlungen geknüpft ist, die einen Sieg des bewußten Ichs gegenüber den determinierenden Brennpunkten, Realität und Triebwelt, darstellen. Wir vermuteten, daß der narzißtische Triumph des Ichs der Ursprung dieses Freiheitsbewußtseins sein müsse. Wir kennen alle das von Freud eingehend beschriebene Phänomen der narzißtischen Kränkung, das jederzeit dann auftreten kann, wenn das Ich seine Schwäche gegenüber geliebten Objekten erkennen muß. Die narzißtische Kränkung ist also in erster Linie ein Versagungserlebnis, das von der Realität ausgeht. Aber ein ganz ähnlich gebautes Erlebnis narzißtischer Kränkung tritt dann auf, wenn das Ich die Übermächtigkeit des Es erkennen muß — also in jenem von Freud bildhaft beschriebenen Fall, wenn das Ich gezwungen wird, seinen Willen als Reiter zu Gunsten der Triebmacht des Rosses einzuschränken oder aufzugeben. Nur nennen wir dann diese Ich-Empfindung nicht Schwäche, sondern Reue. Reue ist immer ein Ergebnis von Trieb-, bzw. Aggressionsdurchsetzung des Es „wider besseres Wissen“, also im Gegensatz zu der nach innen gewendeten Es-prüfenden Ich-Instanz, gegen das Über-Ich. Der Neurotiker wird selten Gelegenheit haben, echte Reue — die sich nach Freud immer auf die *Tat* bezieht — zu empfinden. Umso mehr wird er von Schuldgefühlen geplagt, die einen integrierenden Bestandteil des neurotischen Leidens überhaupt bilden. Der Reue des Täters, der die Folgen seiner unsublimierten Es-Durchsetzung tragen muß, steht das Schuldgefühl des Neurotikers gegenüber, das dem überempfindlichen

Über-Ichbau entsprechend die mögliche, „virtuelle“ Auswirkung der Es-Strebungen dort sieht, wo ein Gesunder glücklich zu verdrängen, bezw. zu sublimieren lernte. Ist es nicht verständlich, daß diesen Schuldgefühlen, die sehr wohl unbewußt sein können, ein Strafbedürfnis entspricht, das eine Art paranoischer Projektion dieser Schuldgefühle in die Außenwelt zu sein scheint? Das Ich, das seinem Es gegenüber unruhig und angstvoll in steter Spannung lebt, sucht eine Bestätigung für seine Schwäche an der inneren Front von außen her zu erlangen. Der strafende Vater erlöst so das vom Es narzisstisch gekränkte Ich, indem er durch die Züchtigung dem Ich seine Schwäche bestätigt. Man könnte die Funktion dieses Strafbedürfnisses, das ein so hervorragendes Charakteristikum vieler Neurosen bildet, auf die Formel bringen: „Wie vermag ich mein Es zu bewältigen oder zu bändigen, da ich doch in der Realität nur ein so schwaches, gezüchtigtes Kind bin?“ Auch hier erkennen wir wieder die intime Zusammenarbeit des Innenbewußtseins (Gewissen) und des Außenbewußtseins. Die Schwäche des Ichs gegenüber der Realität ist der Ausdruck für die übermäßige Entwicklung des Über-Ichs, das neben der „stauenden“ Verdrängungsarbeit nicht genügend sublimierende, transformatorische Arbeit leistet.

Es ist interessant, von diesem Ausgangspunkt aus die Wege zu verfolgen, die die menschliche Moral in der Geschichte der Ethik gegangen ist. Ihre beiden Hauptrichtungen, die quietistische und die aktivistische, sind leicht aus der verschiedenen Einschätzung der letzten Sinngebung des menschlichen Handelns zu erkennen. Der Quietismus wird, und dies mit gewissem Recht, in jeder irgendwie gerichteten menschlichen Handlung das aggressive Element erkennen, das ihr durch ihre Speisung mit Kraftelementen von Seiten des amoralischen Es anhaftet. Da für den Quietismus Aggression die eigentliche Todsünde bedeutet, so wird er geneigt sein, die Verdrängung als wichtigstes ethisches Mittel zu empfehlen, also in dem weltabgewandten Asketen und Heiligen den ethischen Idealmenschen verehren, dabei aber die Gefahr auf sich nehmen müssen, die Leistung, das soziale Äquivalent der Persönlichkeit, herabzumindern. Manche östliche ethische Systeme, so vornehmlich der Buddhismus und das frühe Christentum orientalischer Prägung sind diesen Weg gegangen.

Der Aktivismus wird das sozial gerichtete Handeln in den Vordergrund seiner Lehre stellen. Er wird statt der Verdrängung, gegen die er wegen ihrer energieberaubenden Wirkung ein tiefes Mißtrauen hegt, die Sublimierung, also die Veredelung der primitiven Trieb-

strebungen des Es anraten. Erhält er damit im Falle des Erfolges ein sozial tätiges Individuum von hohem Nutzwert für dessen menschliche Umwelt, so muß er auf der andern Seite in Kauf nehmen, daß ein bedeutendes Maß unsublimierter Aggression das Leben der Gemeinschaft bedroht und mit Leid erfüllt. Die abendländische Welt hat dieser aktivistischen Moral ihre riesenhaften zivilisatorischen Erfolge, aber auch jenen Zustand gesteigerten Leides zu danken, den Freud in seinem jüngsten Werk „Das Unbehagen in der Kultur“ so meisterhaft analysiert hat. Das Dilemma beider ethischer Systeme ist offenbar unausweichlich, da Aktivität im sozialen Leben ein gewisses Maß von Aggressionsdurchbruch voraussetzt, während andererseits all zu weitgehende Aggressionsverdrängung einen sozialen Zustand hervorruft, der nicht mehr genügend schöpferische Kräfte enthält und zu einer zunehmenden Entwicklungshemmung und Sterilität des menschlichen Zusammenlebens führt.

Kehren wir nun zu der schwierigen Frage der Über-Ich-Entstehung zurück. Die Psychoanalyse hat, sowohl durch direkte Beobachtung am Kind wie durch die Aufhebung der infantilen Amnesie in der Behandlung Erwachsener, einwandfrei nachgewiesen, daß die Über-Ich-Entstehung als ein Introjektionsvorgang erkennbar ist, der die strafende elterliche Instanz in das kindliche Seelenleben übernimmt und damit erstmalig eine innere Schranke gegen das ungehemmte Ausleben der Triebe aufrichtet, m. a. W. eine innere Schranke gegen das bisher uneingeschränkt herrschend gewesene Lustprinzip. Aber damit ist die Frage nicht entschieden, warum denn dieser Introjektionsvorgang stattfindet und neben der Versagung der Realität im kindlichen Seelenleben eine zweite Quelle nicht minder bitteren Leides schafft. Müssen wir nicht annehmen, daß diese Bereitschaft zu einem so folgenschweren Vorgang zu den entscheidenden Zügen der jungen Ich-Organisation gehört, die um die gleiche Zeit in Form des erwachenden Selbstbewußtseins und insbesondere in Gestalt der Subjekt-Objekttrennung erkennbar zu werden beginnt? Da die Eltern, bzw. ihre Stellvertreter die ersten Personen sind, die sich den hemmungslosen Triebäußerungen des kleinen Kindes hindernd in den Weg stellen, braucht es uns nicht Wunder zu nehmen, daß das kindliche Über-Ich die Züge des versagenden Elternteils trägt. Aber es hieße den Eltern eine übernatürliche Macht zuschreiben, wollte man annehmen, daß sie es sind, die die Existenz des Über-Ichs hervorrufen. Wenn wir dagegen annehmen, daß das Über-Ich als die andere große biologische Ich-Institution gleichzeitig

und in engster Harmonie mit dem Bewußtsein in Erscheinung tritt, so wird das Wunder herabgemindert, das man in der Aufrichtung dieses kategorischen Imperativs in der Menschenseele sehen könnte. Mit der Funktion der „Es-Prüfung“ betraut, wird das Über-Ich die Voraussetzung für jede vom Ich geleitete bewußte Wirkung in die Außenwelt. Offenbar bedarf die bewußte Handlung jenes Zusammenspiels von Verdrängung und Sublimierung, die, wie die Psychoanalyse lehrt, die charakteristischen Funktionen des Über-Ichs sind.

So hätten wir dem Über-Ich eine Rolle zuerkannt, die sehr ähnlich derjenigen des Bewußtseins ist. Der Realitätsprüfung durch das Bewußtsein steht die Es-Prüfung durch das Über-Ich zur Seite. Erinnern wir uns daran, wie nah auch sprachlich die beiden Begriffe Gewissen und Bewußtsein einander stehen.¹ Das lateinische Wort „*conscientia*“ ist durchaus doppelsinnig und bezeichnet sowohl Gewissen wie Bewußtsein. Dem Lateinischen folgt das Französische, das in Zweifelsfällen dem Wort „*conscience*“ in Klammern das Adjektiv „*morale*“ hinzusetzen muß, um das Gewissen vom Bewußtsein zu unterscheiden. Im Englischen war „*conscience*“ bis in die neuste Zeit hinein genau wie im Französischen im doppelten Sinne üblich, bis sich dann allmählich der Ausdruck „*consciousness*“ für Bewußtsein durchsetzte. Im Russischen ist das Wort „*sowjestj*“ (Gewissen) dem Wort „*sožnanje*“ (Bewußtsein) homolog gebildet; beide Ausdrücke leiten sich von den Synonyma „*wjestj*“ und „*žnatj*“ (wissen) ab.

So darf man schon diese sprachlichen engen Beziehungen als eine Art von unverhoffter Bestätigung für eine Anschauung ins Feld führen, die Gewissen und Bewußtsein als eng verwandte, einander korrespondierende Institutionen der menschlichen Persönlichkeit anspricht.

Es ist klar, daß die schwierige Materie sehr viel gründlicherer Durchforschung bedarf, als sie im Rahmen dieser Skizze gegeben werden kann. Die Psychoanalyse wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, für die Aufhellung dieses Problems noch bedeutsame Hinweise zu geben haben.

1) Bertram D. Lewin hat in seiner Arbeit über den Gewissensbegriff (Imago XIV, 1928, S. 441 ff.) auf diese sprachliche Verwandtschaft hingewiesen. Nach seinen Feststellungen ist Gewissen in allen europäischen Kultursprachen der ältere, gewissermaßen der Mutterbegriff, von dem sich Bewußtsein im erkenntnistheoretischen Sinne erst in der Aufklärungszeit als blasserer Sonderbegriff abgelöst hat.

„Das unbewußte Europa“

Unter dem Titel „Das unbewußte Europa — Psychoanalyse der europäischen Politik“ ist im Verlage Heß & Co., Wien-Leipzig, soeben ein Buch von Fedor Vergin erschienen, das sich die Aufgabe stellt, konkrete Vorgänge und Situationen des politischen Lebens der Gegenwart unter Heranziehung der Forschungsergebnisse der Psychoanalyse verständlich zu machen. Der Verfasser — so weit uns bekannt, ist es seine erste Veröffentlichung — ist ein homo novus und jedenfalls kein Psychanalytiker; er tritt mit diesem Buche, das sicher viel Aufsehen erregen wird, gewissermaßen als Außenseiter auf den Plan. Aber seine Ausführungen verraten Vertrautheit mit den Ergebnissen psychoanalytischer Forschung, und allein schon der Umstand, daß er aktuelle Erscheinungen des politischen und sozialen Lebens, an deren Psychologie sich nicht häufig jemand heranwagt, mit uns wohlvertrauten psychoanalytischen Tatbeständen konfrontiert, allein dieser Umstand des Heranziehens der Psychoanalyse — ob das nun mit ausreichendem Erfolg geschehen ist oder nicht — legt uns die Verpflichtung auf, uns mit diesem Buche eingehend zu beschäftigen. Einer späteren kritischen Auseinandersetzung vorgreifend, wollen wir jetzt zunächst versuchen, einige der wichtigsten Ausführungen des Buches hier zu referieren.

„Für die Politik“ — führt Vergin im einleitenden Kapitel aus — „ist fast alles aus den Lehren der Psychoanalyse bedeutsam. Sowohl wissenschaftlich, also theoretisch, wie praktisch wird die Politik gänzlich umlernen müssen, sobald die Psychoanalyse in die politische Betrachtungsweise Eingang gefunden hat.“

In der Psychoanalyse sieht Vergin nicht nur eine Methode, das Krankhafte in der menschlichen Gesellschaft der Gegenwart zu diagnostizieren, sie verspricht ihm auch eine Therapie der Menschheit zu werden. „Um Europa aus seiner seelischen Katastrophenstimmung herauszuführen, sei vor allem notwendig, jene psychisch eingebauten Hemmungen zu entfernen, die jedem Europäer aus der fernen Vergangenheit, aus der Steinzeit und Urzeit, in verfeinerter Form, aber doch wesentlich noch anhaften. Es sind magische Vorstellungskomplexe, die eine soziale Einstellung verhindern.“ Europa sterbe an seinen Idealen. „Hinter jeder Idealforderung steht die Kraft des Triebes, daher werden die Ideale zu gefährlichen, meist todbringenden Waffen . . . Sie ziehen dank einem einfachen seelischen Mechanismus alle Triebkräfte, alle Lebenskräfte in eine, und zwar die ideale Bahn. Mit dem Tier im Menschen beladen, ziehen diese Ideale dahin und morden die halbe Welt. Religionen, Gesetzbücher, politische Ideale, alle haben sie auf diese Art Vernichtung des Lebens betrieben.“

Beachtenswert sind in der Folge die Ausführungen Vergins über die Bedeutung des Massenwahns in der Geschichte (als Beispiel führt er die

rationale Begründung und das Triebmotiv der Kreuzzüge an), dann das Kapitel über Rechtsgefühl und Politik. Interessant ist die Darstellung der

bürokratischen Routine

als primitiver magischer Handlung. Was der Bürokrat in der lebendigen Welt sucht, sei „belanglos, denn es dient vielfach keinem rationalen Zweck. Es ist Magie reinsten Wassers. Das Leben wird belästigt. Es wird auf Papierstreifen gebannt. Dies kostet dem Leben viel Mühe, Geld, Sorge. Aber das Leben der Menschen an sich wird durch die vielfachen magischen Amtshandlungen weder gefördert, noch belebt, höchstens behindert, hin und wieder belustigt.“ Die europäische Amtsmagie begleite den Menschen unablässig von der Geburt an. „In der Erziehung wird nur Magie betrieben . . . Der Mensch wird nicht erzogen, er wird geschult.“ „Der magische Bürokrat schlängelt sich durch alle sozialen Vernunftmaßnahmen hindurch und verfälscht ihren Sinn, ihren Zweck, indem er sein Augenmerk unwillkürlich auf das magische Tun, das formalistische Gebaren richtet und alles wesentlich Vernünftige, Lebenerhaltende, Lebenfördernde außer acht läßt.“

Der Bürokrat sei auf der kindlichen Seelenstufe stehen geblieben. „Daher sein Tun auch alle wirklichen Symptome des kindlichen Spielens an sich trägt. Er will nichts Reales. Er will nicht, daß man ihn aufmerksam mache, seine Hölzer seien tot und keine lebenden Soldaten, seien stoffumspannte Puppen und nicht lebende Kinder. Um nichts will er sein magisches Verwaltenspielen, sein Ordnen, Regeln usw. aufgeben, zugunsten einer realen Arbeitsleistung von sozialer Wichtigkeit, lebensfördernder Sachlichkeit. Die magische Übung treibt ihn unweigerlich zur Jahrtausende alten Scheinarbeit.“

Ausführlich behandelt Vergin die Phänomene der staatlichen Zensur und den Charakter der Zensoren, wobei er speziell das Verbot des Remarquefilms als Beispiel heranzieht. Ein eigenes Kapitel beschäftigt sich mit der Amtssprache und besonders auch mit der Diplomatsprache. Ein weiteres dann mit dem

Militarismus

des modernen Europa. „Die Freude an Waffen, an maskulinen Merkmalen der körperlichen Stärke, ist die Kompensierung für persönliche Schwächegefühle . . . Waffen trägt nur der, der sich berechtigt oder unberechtigt fürchtet . . . Je atavistischer ein Volk, desto mehr Waffen will es haben, desto stärkere Sicherheit verlangt es . . . Neben der atavistischen Sehnsucht, von gewalttätigen Feinden umgebracht zu werden, eine geheime uneingestandene Sehnsucht manches nach ‚Sicherheit‘ schreienden Volkes, besteht die Angst, daneben der maskulin kindliche Prunk an Waffen, weiters die sexuelle Sucht, vor seinem eigenen Volk sich als ‚mächtiger Krieger‘ hervor-

zutun. Seelisch ist ja Europa nicht anders gebaut als Afrika. Je mehr militaristische Phrasen, desto mehr innere Furcht.“

Der psychologischen Verständnislosigkeit der idealistischen

Pazifisten

kann Vergin nur mit Worten des Hohnes gegenübertreten. „Alt und verunzelt, tritt der Pazifismus vor die Welt und verkündet in jenem Prediger-ton, der allen Menschen zuwider ist, weil er ihnen seit der Kindheit in den Ohren klingt, man müsse Frieden halten.“

„Der Militarismus hat seine lustbetonten Ursachen. Der Pazifismus ist eine Neuauflage von Geboten, die bekanntlich seit Jahrtausenden nicht gehalten werden. Gewaltige Perversionen arbeiten für den einen, keinerlei Lustgewinn hat der andere zu verzeichnen. Den Frieden halten, ist den Menschen zu trocken. Wo sollen sie dann ihren Haß abladen? Die Liebe verbietet man ihnen oder schränkt sie ein, bis daraus ein Sauerteig wird.“ „Ununterbrochen auf Einschränkungen aller Lebensbetätigung drängen, aus inneren perversen Trieben sich an diesen Einschränkungen der anderen erfreuen und verlangen, daß der Todestrieb dennoch stillestehe, ist manifest unmöglich. Der Pazifismus krankt an seiner Langeweile und Ideenlosigkeit. Er will nichts davon wissen, daß der Mensch aus Lust mordet, unter dem Deckmantel der Dichter und Idealworte. Was man dem Tier ohne weiteres zubilligt, zumindest großmütig verzeiht, gewährt man aus Neid dem Mitmenschen nicht. Die Pazifisten haben einen nicht existierenden Menschen als Grundlage ihrer Propaganda angenommen. Sie doktern an ihm herum, geben ihm Pillen ein, schreiben ihm vor, wie er sich zu verhalten habe, dieweil geht die wirkliche Bestie Mensch an einer anderen Stelle ganz unvermerkt durch und ergötzt sich schon wieder an einer höchst gemeinen Sache. Wenn die Pazifisten darangehen werden, den Menschen zu ermöglichen, sich zu lieben, werden sie wenigstens erreichen, daß sie sich nicht mehr so lustbetont hassen.“

Im Kapitel

Monarchismus

geht Vergin davon aus, daß der Staat nach den ältesten Horden mustern organisiert sei. „Darin liegt seine Schwäche, aber auch seine Stärke. Die Autorität der Behörde stammt von der Urquelle aller sozialen Autoritäten: der des Hordenhäuptlings.“

„Der uralte Haßtrieb gegen das Häuptlingstier, das Vaterprinzip, bricht von Zeit zu Zeit im modernsten Menschen unserer Tage durch. Der Effekt ist abgestuft, von der Majestätsbeleidigung bis zum Attentat. Alle diese Haßausbrüche sind nur möglich, wenn die Kontrolle des Bewußtseins, der Ichtriebe verlorengeht. Es sind Triebverbrechen reinsten Wassers. Die Menschen solcher Taten sind an sich unverantwortlich, weil das ‚Es‘ in ihnen momentan stärker geworden ist, als für die Erhaltung des Lebens notwendig war.“

„Moderne Staaten, selbst monarchischer Struktur, neigen der mütterrechtlichen, seelisch-sozialen, demokratischen Einstellung zu. Das Vaterprinzip ist im Schwinden. Wohl ist es gewahrt, selbst in Republiken, durch den Königersatz, den Präsidenten, doch nur unter besonderer Einschränkung seiner Gewalt . . . Alles, was zur Weiterentwicklung der demokratischen Struktur hinneigt, befließt sich, das Lebensrecht jedes einzelnen zu sichern. Es liegt darin ein mütterlicher Zug, der sich von den Brutalitäten des Väterlichen tunlichst entfernt.“

„Unbewußt fühlen alle Menschen, wie egoistisch das Vaterprinzip ist. Doch verleitet sie zumeist der seelisch erfüllte Glanz des mächtigen, ultramaskulinen Vaterprinzips, so daß sie sich seelisch unbewußt an die Stelle des Vaters, des Monarchen, des Monarchenvertreters (Beamten, Offizier) versetzen und eine Lustbefriedigung darin finden, an der Machtfülle, der Herrlichkeit des seelischen Prinzips, das sie beherrscht, teilzuhaben.“

„Darin liegt das Geheimnis des fortdauernden Monarchismus, des politischen Schwärmens für einen Autoritätsstaat, einen Monarchismus, eine Diktatur.“

Im Kapitel „Gottmenschkomplex“ (ausgehend von der gleichnamigen Abhandlung von Ernest Jones) beschäftigt sich Vergin mit einigen Monarchen und Staatsmännern der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit. Und zwar mit

Kaiser Franz Joseph

am ausführlichsten. Entscheidend sei bei Franz Joseph (wie auch bei dem letzten deutschen Kaiser) die Beziehung zur Mutter gewesen. Die Mutter Franz Josephs war „von religiösem Wahn befallen, der sich fortlaufend verstärkte, je mehr sie die Inzestschranke zu ihrem geliebten Sohn ‚Franz‘ zu durchbrechen — und doch nicht zu durchbrechen strebte . . . In frühester Jugend und später auf dem Thron während der achtundvierziger Revolutionswirren trachtet er seiner Mutter immer wieder zu imponieren, in dem, was diese *fermeté*“ nennt. Für das Unbewußte des jungen Monarchen, der ganz unter dem sexuellen, daher immer wieder aus dem Unbewußten hervorbrechenden, und wieder verdrängten Einfluß seiner Mutter stand, war die Auflehnung der ungarischen Aristokraten, mehr denn die der Wiener Bürger, eine persönliche Schmach, die nicht ihm, sondern seiner Mutter angetan wurde.“ Das spätere Verhalten Franz Josephs zur Gattin, zum Sohne Rudolf, zum Thronfolger Franz Ferdinand, zu seinen Generälen, zu anderer Monarchen, zu „seinen Völkern“ zeigt überall die Kriterien des Gottmenschkomplexes.

In der Analyse von

Wilhelm II.

geht Vergin davon aus, daß der letzte Hohenzollernkaiser, als Krüppel geboren, sich gleich in der Wiege den Haß seiner englischen Mutter zugezogen

habe. „Er überträgt den Mutterhaß später auf alle Frauen und auf seine Untertanen, die er als Masse weiblich empfindet. In Wilhelms Reden, Proklamationen, Notizen, Randglossen zur Geschichte, wimmelt es von affekt- und lustbetonten Beziehungen zwischen ihm und Gott. Für die prononziert weibliche Masse der deutschen Männer wird er ein Mann-Held-Gott. Er ist nicht fromm, denn er besitzt keine seelische Gefühlsmöglichkeit zum Jenseits. Gott manifestiert sich im Diesseits durch Ihn, natürlich mit urgermanischer Färbung.“

Exhibitionistische Triebe wechseln bei Wilhelm „im munteren Verein mit anderen. Er schiebt sich vor, Uniformen aller Art ergötzen ihn passiv, er drängt sich der Welt auf und hält marktschreierische Reden. Das verheerende Gefühl seiner Identität mit Gott beglaubigt jede Handlung, jedes Wort, als uneingeschränkt göttlich, und sei es noch so triebhaft, infantil, unbewußt, primitiv, kritiklos. Seine Frau läßt in Berlin zweiundvierzig Kirchen bauen; es irritiert ihn mit Recht, denn er betet öffentlich zu Gott, seinem eigenen Stellvertreter in den Nebelgefilten des Jenseits. Die Glossen auf den politischen Akten weisen auf seine in sich gefühlte göttliche Allwissenheit. Das Volk steht zu ihm in einem biblischen Volk-Gott-Verhältnis . . . Und dieses Volk der hunderttausend Gelehrten gab einem Kinde das gefährlichste Spielzeug in die Hand: die deutsche Armee. Was Wunder, daß das Spielzeug zerbrach, doch das Kind unversehrt blieb! Erschreckt wie ein kleines Kind vor dem, was es unbewußt angerichtet, flieht es unter ein schützendes Dach. Dort lebt es, in Doorn, ungebrochen, triebhaft wie eine Eiche, ungestört in seinem Gott-Komplex weiter.“

Es folgen dann noch zwei weitere — ausführlich behandelte Beispiele — für den Gottmenschkomplex: Marschall Pilsudski und der frühere österreichische Bundeskanzler Prälat Dr. Seipel.

*

Das Schwergewicht des Verginschen Buches liegt in seinem Mittelteil, der sich mit dem seelischen Bild des

Nationalismus

beschäftigt. Er behandelt den Nationalismus als eine Kulturkrankheit. Voraussetzung für die Entstehung des Nationalismus sei gewesen, daß „an Stelle der seelischen Bindung zum Vaterrepräsentanten, dem König, der, was wesentlich ist, gleichzeitig mit der religiösen Gottbindung abgewälzt und vernichtet wurde, eine stärkere Bindung der sich geeint fühlenden Söhne trat: dieses Gefühl der Bindung hat den Nationalismus erzeugt.“

„Echter Nationalismus, moderner, also eigenartiger Prägung, war seelisch erst möglich nach der Zertrümmerung der Vaterautorität im König von Frankreich, weiters nach dem Freiwerden, Flottierendwerden der Gefühle für diese Autorität, nach dem Eindringen der sozialen Gefühle der Gleichstellung der Söhne untereinander in das Unbewußte der Söhne,

nach dem Übertragen der Muttergefühle auf ein gemeinsames Gebiet, das sich durch eine gemeinsame Sprache als Einheit darstellt.“

„Nationalismus ist als Phänomen überhaupt nur möglich, sobald ein soziales Gefühl für ein Gebiet, heutzutage für ein sehr großes Gebiet technisch bedingt durch Verkehr und Verkehrsmittel, sich in der Psyche von der Mutter aus erweitern, übertragen, sublimieren läßt. Er ist an die Vorstellung von Grenzen gebunden. Besonders dort, an allen Grenzen, tritt er mächtig auf, verstärkt sich zur Siedehitze. Dort wird das Abgeschlossene des Muttergebietes am meisten gefühlt. Dort wird die vermeintliche Mutter bedroht. Dort, an dem Grenzwall, muß die Mutter gerettet werden. Dieses ‚Retten‘ der Mutter ist unbewußt die Triebfeder fast aller ‚Strategen‘ gewesen. Strategie ist die aus dem Unbewußten, Primitiven, Infantilen genährte ‚Rettungsphantasie‘, an der in irgendeiner Form fast alle Söhne leiden.“

„Nur Männer sind Nationalisten. Frauen sind äußerst selten vom Nationalgefühl infiziert. Geschieht es dennoch, so ist die Ursache darin zu suchen, daß diese Nationalistinnen sich einen Männlichkeitskomplex einverleibt haben. Zahllose Frauen fühlen sich aber in ihren mütterlichen Instinkten geschmeichelt durch die nationalen Gefühle der Männer. Sie fühlen unbewußt, daß diese Männer seelisch zum Schutze des ins Überdimensionale, seelisch sublimiert vergrößerten Mutter-Bildes, also für sie selbst kämpfen.“

Es kann natürlich nicht Aufgabe dieses Referates sein, alle Gedankengänge des Verfassers wiederzugeben, oder auch nur anzudeuten. Es sei hier z. B. nur erwähnt, daß im Rahmen der Behandlung des Nationalismus dem Vorkriegsnationalismus in Deutschland der nach dem Kriege gegenübergestellt wird, ferner der Tendenz zum Nomadentum das Bedürfnis nach seelischen Bindungen der Seßhaftigkeit.

Dem Kapitel über

Adolf Hitler

entnehmen wir die folgenden Bruchstücke:

„Die Mutter Hitlers ist tschechischer Abkunft, ein Umstand, den die Juden büßen müssen. Denn daraus entwickelt sich der etwas eigenartige Hitler-Komplex. Er bewundert seinen Vater, dessen Machtfülle er ganz normal wie andere Jungen beneidet. Der Vater setzt die Mutter vor dem Jungen herab, wie es in diesen proletarisch-bürokratischen Kreisen üblich ist.“

„... Seine erste Sublimierung geht von pseudohistorischen Studien aus. Nicht Erkennen der Tatsachen, Beurteilen des Geschehens — nur die romantische Seite tiefer Vergangenheit rührt an sein Herz. Die einstige Größe Deutschlands, der Kaiserpracht, kühne Feldzüge, Heroenkult à la Wagner, geleiten ihn zur leidenschaftlichen Einstellung: die Muttersehnsucht der Kinderzeit sublimiert sich in Heimatliebe eigener Art. Seine Zeit, rund um die Jahrhundertwende, leidet im allgemeinen an jener Fin-de-siècle-Melancholie, an einer gesteigerten Lebensunlust, an reichen Dekadenzeichen, an einem

unbewußten Sehnen, den Härten der Kultur, ihren Triebeinschränkungen zu entfliehen. Dies zeitigte damals die verschiedenartigsten Folgen. Die territoriale Abgeschlossenheit der europäischen Staaten und das Nationalitätsprinzip fördern im Unbewußten der Masse die Transposition der Mutter in Heimatgebiet, Staatsgebiet, Volksgebiet. So bei Hitler. Er will — wie er bis heute immer wieder leidenschaftlich betont — die ganze deutsche Erde abgerundet, vereint, in sich geschlossen sehen, er will „das große, herrliche deutsche Land“ als ganzes, heiles, vollkommenes, glückliches, prosperierendes Reich wissen. Für Hitlers Idol des Nationalismus sind also die allmenschlichen Gefühle des Sohnes zur leiblichen Mutter auf ein imaginäres Objekt: Land, Gebietsbereich, projiziert. Nicht dem Wohlergehen des Volksgenossen, den er unbedenklich in den Tod hetzt, gilt seine Sorge und sein Streben, sondern dem Wunschtraumgebiet, dem „Dritten Reich“ . . . Das Bewußtsein, die Realität des Daseins, sagt ihm, daß er tschechischer Abkunft von seiten der Mutter ist. Er verwendet viel seelische Kraft, diesen unangenehmen Gedanken zu unterdrücken, der so störend in das phantastische Gebilde der Wunschträume eingreift.“

„ . . . Er ist mit sich nicht zufrieden. Immer wieder befriedigt er den glimmenden Haß mit ehrgeizigen, ruhmgetränkten Phrasen, die ihm der bürgerliche Alltag als Abfall hinwirft. Tiefgläubig hängt er an allen großen, theatralisch aufgebauchten Redensarten der Vorkriegszeit. Sättigt sich an Lebens- und Gesellschaftslügen . . . Da bricht der Krieg aus. Eine Erlösung aus dem dumpfen, trostlosen kleinbürgerlichen Dasein, soweit es für ihn Realität gewann. Die tierische Haßfanfare einer an sich selbst sterbenden Zeit reißt ihn mit sich. Wie alle Kleinbürger eilt er begeistert hinaus an die Front. 1914 war das Reale, die Wirklichkeit gewordene Irrealität seiner Seele. Es war der letzte sexuelle Bluttausch einer Blut-Eisen-Epoche . . . Hitler ist tapfer und wird verwundet. Folglich ist er doch der „Bessere“, der Aristos im altgriechischen Heldeninstinkt. Romantisch erlebt er den Krieg, wie das Leben, aber ohne die realen Lebenssorgen des eigenen Unterhalts. Aus beiden lernt er nichts. Aber sein Heimat-Mutter-Komplex ist verschärft. Die Mutter, natürlich die herrliche, alldeutsche Mutter, die in Stelle der tschechischen realen Mutter sein Gemüt bewegt, ist in Gefahr. Man muß sie erretten aus den Klauen der Feinde, die sie, die edle Heimat, bedrohen, zerreißen, schmähen, schänden. Nur ist man eben machtlos gegen die äußere Welt der Feinde. Aller Haß prallt ab an ihrer realen Militärgewalt. Ohnmächtiger Haß steigert nur den Triumph der Feinde, ihre sexuelle Überwertigkeit.“

„Aber die inneren Feinde sind zum Glück erhalten geblieben. Die Welt erfährt, daß es in Deutschland auch Juden gibt, zwar nicht viele, aber auf jeden Fall sind sie schuldig, kraft ihrer gefürchteten Intelligenz eine innere Verschwörung angezettelt zu haben. Man entdeckt, daß die Juden an der kapitalistischen und an der sozialistischen Front führen. Da sie in Deutsch-

land, im Gegensatz zu Ungarn, den extrem nationalistischen Heimat-Volk-Liebe- und Haßkomplex nicht restlos mitzumachen imstande waren, sind sie verdächtig.“

„... Das aus tausend inneren seelischen Spalten hervorbrechende Schuldgefühl wird voll entkräftet, wenn etwas Äußeres, Drittes dafür eingesetzt wird. So kommt es, daß die Juden die Heimat verrieten. Im Unbewußten bedrohen sie also Hitlers Mutter. Es sind die Eindringlinge, die sich auf seine Heimat (Mutter) stürzten, um sie zu knechten, zu schänden.“

„Hitler, ein asozialer Typus, mit einem eigenartigen Haßkomplex, mit einer krankhaften Neigung, sich in Mutterrettungsphantasien zu ergehen, darin hemmungslos zu wühlen, ohne dem Verstand irgend eine Konzession zu machen, mit einem künstlich und krankhaft aufgebauten Übermenschentum als Ideal-Ich, das ihm unbewußt diktiert und jenes teilweise befriedigende Gefühl erstehen läßt, die Persönlichkeit des Ich in günstigste Position gebracht zu haben, dieser Hitler ist bis in alle Winkel seiner Seele undeutsch. Dadurch eben beherrscht, fasziniert er die Massen. Er schenkt ihnen die Illusion des männlichen, ‚supermaskulinen Führers‘ ... Und es entstand mitten in Europa ein Idyll afrikanischer Triebhaftigkeit. Der Mann, der dies heraufbeschwor, schwelgt in Worten, in Sturzbächen von Phrasen, deren Wirkung aber, von vielen belächelt, nicht ergründet wurde. Er verherrlicht: die Tat. Also das, was er selbst nur in der Phantasie als Tat erlebt.“

*

Lassen wir nun zur Orientierung einige weitere Kapitelüberschriften folgen: „Stresemann als bewußter Europäer“ — „Österreichische Heimwehr“ („Totemistischer Inhalt“ — „Proletarisierung des österreichischen Kleinbürgers“), „Nationalismus und Fascismus in Italien“ („Erweiterung des italischen Clan-Gefühles“ — „Primitive Magie des Fascismus“ — „Mussolini: Angstneurotiker“), „Nationalistische Angstpsychose in Frankreich“ („Sadismus des Sparens“, — „Der unbewußte Poincaré“ — „Haßkomplex bei Clémenceau“ — „Briand als Dompteur“), „Pseudonationalismus in England“ („Natursehnsucht und Stadtflucht“ — „Lloyd George, der politische Unterengländer“ — „Macdonald, der Gentlemantrieb des Oberengländers“ — „England und Indien“ — „England und U. S. A.“), „Böhmischer Nationalismus und Tschechentum“ („Abglanz der deutschen Romantik und sozialen Hörigkeit“ — „Masaryk, politischer Professor für Humanismus“ — „Benesch, der diplomatisierende Propagandist“, — Kramar, das tschechische Unbewußte“), „Nationalistischer Mutterkomplex in Ungarn“ („Magyarentum und Habsburgerfrage“), „Balkanischer Hordennationalismus“ („Zentrum Mazedonien“ — „Diktatur in Jugoslawien“), „Panturkismus und Islam“ („Levantiner Psyche und Kemal Pascha“ — „Kemalismus“), „Spanischer Gottesstaat in Liquidation“ („Primo de Rivera, der Mephisto des Königs“ — „Monarchistischer Ausgleichsverwalter des Vatikans“),

„Zionismus und Judentum“ („Antisemitismus als Aktion und Reaktion“, — „Technische Vernunft im Kampfe gegen die Wüste“), „Panneuropa“ („Ideal und Realität“ — „Materialismus und Heroismus“), „Bolschewismus und die Welt“ („Rußland und Europa“, — „Technik im Kampf gegen den Totemismus“), „Sozialismus“ („Der Kampf mit den Resten des Totemismus“, — „Versuch einer sozialen Vernunftreligion“).

*

An den Schluß dieses Referates wollen wir einige Sätze aus dem prognostischen Schlußkapitel Vergins setzen, das die Überschrift „Heilung durch Anpassung“ trägt:

„Das im Kriege gebildete Über-Ich drängt zu selbstmörderischem Haß und Opfermut. Trostlosigkeit und rasche Verarmung führen zu lustbetonten, weil masochistisch-sadistischen Triebausbrüchen. Staatsegoismus wirkt lähmend auf die Produktion. Nationalegoismus verstärkt die zwangsneurotische Sucht, sich abzusondern, sich zu differenzieren. Ideale wie Paneuropa greifen nicht durch, weil die Menschen aus anderen Idealen genügend Lustgewinn ziehen, weil sie am Haß seelisch ‚mehr verdienen‘ als an internationaler Liebe, Sympathie und Zusammenhang. Bolschewismus dräut von Osten, könnte vielleicht Europa einigen. Dagegen sträubt sich die bürgerliche Welt. Sozialismus ist noch kaum imstande, den friedfertigen Weg der Evolution zu fördern. Verarmte Bourgeoisie flieht aus dem Proletarierdasein durch triebhafte Begeisterung für politische Gewalt. Fascistische Diktaturen führen wieder zum Bolschewismus zurück. Alles dies geschieht zwanghaft, ohne Vernunftkontrolle, nur psychischer Gesetzmäßigkeit gehorchend. Vergeblich versucht rationaler Geist in die gesetzmäßig verlaufende Unvernunft der Naturkräfte einzugreifen und die Suprematie des Menschen gegen das Tier im Menschen zu verteidigen. Man versucht die Psyche zu beherrschen; wendet aber nur materielle Mittel dazu an.“

„Ohne weitausgreifende Einsicht in die psychische Funktion und allgemeine Belehrung ist eine Änderung der Entwicklung nicht zu erreichen.“

„In tausend Varianten sichtbar liegt die Grundtendenz vor: der Kultur zu entfliehen, weil die europäischen Menschen mit ihren eigenen Idealen, meist politischer, sozialer Art nicht zusammenleben wollen, noch können. Das Zwanghafte der Ideale bringt sie um ihr natürliches Lebensglück. Sie hassen unbewußt ihre Ideale, denn diese üben nicht nur auf die Anhänger anderer Ideale, sondern auch auf die Träger selbst einen tyrannischen, unerträglichen Zwang aus. Es entsteht jene politische, also soziale Intoleranz, die einem Haß gegen sein eigenes Über-Ich gleichkommt. Die Menschen hassen sich selbst in ihren politischen Widersachern. Diese Tendenz geht so weit, daß Verfolgung, Mord, Kriegsdrohung an der Tagesordnung sind.“

„Die staatlichen Gewalten sind unfähig, dieser Entwicklung etwas anderes als Haß gebärende Gewalt entgegenzusetzen. Vielfach selbst untertan einer politischen Haß-Gewalt-Ideologie verschärfen sie die Konflikte. Selbstmord

und Gebärtreik sind ein Symptom. Kriegsgefahr ist nur durch finanzielle Not und Angst der Herrscherklasse gebannt. Militaristische Tendenzen verschärfen sich aus Angst vor sich selbst. Niemand ist sich dessen gewiß, ob er nicht die Kontrolle über seine unbewußten Triebe und Wunschforderungen verliert. Diese Angst vor dem Tier in sich zwingt zu unproduktiven, Armut verschärfenden Ausgaben, das ist Arbeitsleistungen.“

„Der Mensch trachtet in seiner Lebensangst nach Sicherheit . . . Politische Phrase und messianische Zukunftsideale bieten eine bestimmte Gewißheit, einen Ersatz für mangelnde Sicherheit im realen Leben. Weiß man, wohin man steuert, und sei dies auch nur nebelhaft und phantasieschwanger, so schwindet die Unsicherheit, die Ungewißheit, die alle mit schärfster Idiosynkrasie hassen und verabscheuen.“

„ . . . Mensch sein ist eine lästige, schwierige Angelegenheit. Mit einem schlecht passenden Objekt, nämlich dem Körper, ein schlecht ausbalanziertes, an Widersprüchen reiches Leben in europäischer Kultur zu führen, ist ein Kunststück, dessen akrobatische Finessen fast niemandem voll gelingen. Es bekommt den Tieren nicht, in einer Menagerie oder einem Zirkus zu leben. Den Menschen ebensowenig . . . Dennoch muß jeder versuchen, sich anzupassen. Dies wird allerdings täglich noch schwerer statt leichter. Denn die seelischen Krankheiten, die aus der schematisch und totemistisch verbreiteten Kultur entstehen müssen, verleiden das Leben auch dort, wo es einigermaßen erträglich ist. Daher flüchtet alles und jeder auf seine Art. Aber sich selbst entflieht keiner. Denn erinnerhaft verfolgt ihn der Wahn, den er als liebstes Gut im Herzen trägt.“

„Die einzige Heilung wäre die freie Kritik. Die kritische Zersetzung der zum Massenmord drängenden Ideale. Kritik schafft Anpassung. Gegen die Zurückführung zur Realität wehrt sich jedoch die am Wahn erkrankte, am Wahngebilde sich pervers erfreuende Bestie im Menschen. Denn es ist leichter, sich und vor allem die anderen mit der Begeisterung für Militärkredite zum Massenmord zu rufen, als den Menschen das angepaßte Leben in der Kultur zu ermöglichen. Mit einem neuen und vielen unbegreiflichen Freudentaumel wie anno 1914 wird sich demnächst die europäische Menschheit in einen neuen nationalistischen Krieg werfen, weil sie das Leben nicht erträgt. Dann wird sich ergeben, daß Männer der starken und besonders der stärksten Hand im Grunde von Angst getriebene Schwächlinge sind, daß sie alle die Bestie, die sie riefen und großzogen, nicht meistern können, weil sie sich selbst nie verstehen, nie beherrschen konnten.“

Eigentümer und Verleger :

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11

Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

THEODOR REIK

Das Ritual

(ZWEITE, ERGÄNZTE AUFLAGE DER
„PROBLEME DER RELIGIONSPSYCHOLOGIE“)

Geheftet Mk 12.—, Ganzleinen Mk 14.—

Inhalt: I) Einleitung. — II) Die Couvade und die Psychogenese der Vergeltungsfurcht. — III) Die Pubertätsriten der Wilden. — IV) Kolnidre (Stimme des Gelübdes). — V) Das Schofar (Das Widderhorn). — VI) Der Moses des Michelangelo.

Es ist eine schwere Kost, die vorsichtig genommen und mehrmals verdaut werden muß, — aber es ist eine Arbeit, die den Problemen wirklich nahe zu kommen sucht; es ist nicht dieses ewige kompilierende Denken, das so häufig in der übrigen medizinischen Literatur uns ichthyosaurenhaft anmutet . . . Wenn Reik am Schlusse seines Werkes schreibt, daß er der Religionswissenschaft einen neuen Weg gewiesen hat, den er an der Hand seines Meisters Freud betrat, dann muß ihm jeder Vorurteilsfreie, auch wenn er ihm nicht in allen Deduktionen folgen kann, rechtgeben. Wie schmerzlich manchem die Sondierung religiös-ethischer Gefühle sein mag, vom wissenschaftlichen Standpunkt ist sie berechtigt, und die Psychoanalyse ist zweifelsohne befähigt, diese Erkenntnis in ein bisher unbekanntes Reich zu führen. Reiks Buch kann nicht referiert werden, da jedes Referat nur Stückwerk bleiben muß; es ist ein Buch, das durchforscht zu werden verdient und das in sich den Keim neuen Werdens trägt.

(Prof. Liepmann in der Zeitschrift für Sexualwissenschaft.)

Der Ästhetiker findet manches Interessante über Musik, über die Hörner des Moses von Michelangelo und anderes.

(Prof. Oesterreich in der Vossischen Zeitung.)

Es ist ungemein reizvoll, den scharfsinnigen und geistreichen Ableitungen zu folgen, die Reik von verschiedenen religiösen Riten gibt.

(Münchener Med. Wochenschrift.)

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien, I., Börsegasse 11

THEODOR REIK

Geständniszwang und Strafbedürfnis

Probleme der Psychoanalyse und der
Kriminologie

Geheftet Mk 8.—, Ganzleinen Mk 10.—

Bestimmte Erfahrungen der psychoanalytischen Praxis haben Reik veranlaßt, die Existenz einer besonderen psychischen Tendenz, die er als unbewußten Geständniszwang bezeichnet, anzunehmen. Das Symptom der Neurosen repräsentiert nicht nur die Kraft der verpönten Wünsche, sondern wesentlich auch die Macht verbietender (moralischer, ästhetischer) Instanzen. (Freud: „Der Selbstverrat dringt dem Menschen aus allen Poren.“) Das unbewußte Geständnis bringt ein Stück psychischer Entlastung, das von der partiellen Befriedigung herrührt, die das Geständnis als eine Art abgeschwächte Wiederholung der phantasierten Tat erscheinen läßt. Über den Rahmen der Heilkunde hinausgreifend, meint Reik in dem vom Über-Ich ausgehenden unbewußten Strafbedürfnisse eine der gewaltigsten, schicksalsformenden Mächte des Menschenlebens überhaupt zu erkennen. Besonders eingehend wird vom Verfasser die Kriminologie berücksichtigt. Reik zeigt des ferneren die mannigfaltigen Äußerungen des unbewußten Geständniszwanges auf den Gebieten der Religion (Beichte, Sündenbekenntnis), des Mythos, der Sprache und der Kunst. Die Bedeutung dieser Tendenz für die Kinderpsychologie und Pädagogik demonstriert er an vielen ausführlichen Beispielen. Das Schlußkapitel ist dem sozialen Geständniszwang gewidmet: die Psychoanalyse bereitet den Abbau der rohen Triebgewalt und der Schuldgefühle vor.

„Die hochinteressante Arbeit eines tiefgründigen Denkers und scharfen Beobachters, deren große Bedeutung für die Weiterentwicklung der Psychoanalyse die Zukunft zeigen wird.“
(*Osterreichische Richterzeitung.*)

„Reik versteht es in glänzender Weise, seine Hypothesen vorzutragen. Ein bewundernswerter Glaube an die Bedeutung der Psychoanalyse läßt ihn zur höchsten Höhe einer optimistischen Zukunftshoffnung aufsteigen.“
(*Prof. Friedländer in der Umschau.*)

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börseggasse 11

„Psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Im I. Band (Jahrgang 1929)

erschienen unter anderem folgende Beiträge:

- Richard Behrendt. Das Problem Führer und Masse und die Psychoanalyse
Ewald Bohm Die Psychoanalyse auf der Weltkonferenz für Erziehung in
Helsingör
H. Cornioley . . . Sexuelsymbolik in der „Frommen Helene“ von Wilhelm Busch
M. Eitingon Ansprache in Oxford
S. Ferenczi Männlich und Weiblich. Über die Genitaltheorie und über sekun-
däre und tertiäre Geschlechtsunterschiede
G. H. Graber . . . Geburt und Tod
E. Hitschmann . . Knut Hamsun und die Psychoanalyse
W. Jensen (†1911) Drei unveröffentlichte Briefe an Sigm. Freud
Ernest Jones Die Insel Irland. Ein psychoanalytischer Beitrag zur politischen
Psychologie
Thomas Mann . . . Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte
Wilhelm Reich . . . Die Stellung der Psychoanalyse in der Sowjetunion
Theodor Reik . . . Anspielung und Entblößung
Hanns Sachs Zur Psychologie des Films
E. Sterba Pflastersteine. Zwangsgewohnheiten auf der Straße
R. Sterba Das Problem des Kunstwerks bei Freud
R. Wälder Sexuelsymbolik bei Naturvölkern
A. Winterstein. Motorisches Erleben im schöpferischen Vorgang
Fritz Wittels . . . Le grand amour
H. Zulliger „Hysterie infolge Verdrängung ethischer Regungen“
Arnold Zweig . . . Freud und der Mensch

Askese und Sadomasochismus — Psychoanalyse im Schlafwagen — Zu Freuds Deutung der Cordelia-
gestalt — Ackerbau und Sexuelsymbolik — Vom Ekel — Erotik und Reklame — Psychoanalyse bei
psychischer Impotenz — Abstinenz, Coitus interruptus und Angstneurose — Das Stabilitätsprinzip in
der Psychoanalyse — Neue Literatur über den Traum — Kevelaar über Psychoanalyse — Karl Kautsky
und der Odiuskomplex — Bolschewistische Kritik an Freud — Der Gegensatz von Arzt und Volk
— Psychoanalytische Heilung und christliche Bekehrung — Marcel Prévost und die Psychoanalyse —
usw.

Preis des I. Jahrg. (1929) in Halbledereinband: Mark 10'60

„Psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Im II. Band (Jahrgang 1930)

erschienen unter anderen folgende Beiträge:

Franz Alexander	Der Doppelmord eines 19jährigen
Karl Bachler	August Strindberg
W. A. Berendsohn	Knut Hamsun und die Psychoanalyse
Siegfried Bernfeld	„Neuer Geist“ contra „Nihilismus“
Max Deri	Caligula
Helene Deutsch	Ein Fall von Hühnerphobie
A. Endtz	Die Hinrichtung des Damiani
Julius Epstein	Jesuitismus und Psychoanalyse
Otto Flake	Ein elementares Jahrhundert
Sigm. Freud	Ansprache im Frankfurter Goethehaus
J. Frois-Wittmann	Moderne Kunst und Lustprinzip
Erich Fromm	„Odipus in Innsbruck“ (Zum Halsmann-Prozeß)
Angel Garma	Eine obszöne Gebärde der heiligen Teresa
Eduard Hitschmann	Zur Psychologie des jüdischen Witzes
Karen Horney	Das Mißtrauen zwischen den Geschlechtern
Ernest Jones	Die Eifersucht
Arthur Kielholz	Seelische Hintergründe der Trunksucht
René Laforgue	Ein Traum Baudelaires
Walter Muschg	Freud als Schriftsteller
F. v. Oppeln-Bronikowski	Eros als Schicksal bei Friedrich dem Großen und bei Stendhal
Alfons Paquet	Brief an Sigm. Freud
Theodor Reik	Der Weg allen Fleisches
Hanns Sachs	Gibt es eine Todesstrafe?
Albrecht Schaeffer	Der Mensch und das Feuer
Alfred Winterstein	Angst vor dem Neuen, Neugier und Langeweile
M. Wulff	Zur Stellung der Psychoanalyse in der Sowjetunion

Über Schwangerschaftsgelüste — Die Analyse eines Eifersuchtswahns — Feuer und Harnstrahl —
Weiblichkeitskomplex des Mannes — Goethepreis 1930 — usw.

Preis des II. Jahrg. (1930) in Halbledereinband: Mark 13'60

SIGM. FREUD

GESAMMELTE SCHRIFTEN

Elf Bände in Lexikonformat

Unter Mitwirkung des Verfassers herausgegeben
von Anna Freud und A. J. Storfer

- I) Studien über Hysterie / Frühe Arbeiten zur Neurosenlehre 1892—1899
- II) Die Traumdeutung
- III) Ergänzungen und Zusatzkapitel zur Traumdeutung / Über den Traum / Beiträge zur Traumlehre / Beiträge zu den „Wiener Diskussionen“
- IV) Zur Psychopathologie des Alltagslebens / Das Interesse an der Psychoanalyse / Über Psychoanalyse / Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung
- V) Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie / Arbeiten zum Sexualleben und zur Neurosenlehre / Metapsychologie
- VI) Zur Technik / Zur Einführung des Narzißmus / Jenseits des Lustprinzips / Massenpsychologie und Ich-Analyse / Das Ich und das Es / Anhang
- VII) Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse
- VIII) Krankengeschichten
- IX) Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten / Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva“ / Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci
- X) Totem und Tabu / Arbeiten zur Anwendung der Psychoanalyse
- XI) Schriften aus den Jahren 1923—1926 / Geleitworte zu fremden Werken / Gedenkartikel / Vermischte Schriften / Schriften aus den Jahren 1926—1928

*Geheftet M 180.—, in Ganzleinen M 220.—,
in Halbleder (Schweinsleder) M 280.—*

Hermann Hesse in der »Neuen Rundschau«: Eine große, schöne Gesamtausgabe, ein würdiges und verdienstvolles Werk wird da unter Dach gebracht. — Prof. Raymond Schmidt in den »Annalen der Philosophie«: Druck und Ausstattung sind geradezu aufregend schön.

Ausführliche Prospekte auf Verlangen vom

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien I, Börsegasse 11

Sigm. Freud

Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie

6. durchgesehene Auflage — Gebunden Mark 3.80

INHALT: I) Die sexuellen Abirrungen. Abweichungen in Bezug auf das Sexualobjekt. Die Inversion. Geschlechtsunreife und Tiere als Sexualobjekte. Abweichungen in Bezug auf das Sexualziel. Anatomische Überschreitungen. Fixierung von vorläufigen Sexualzielen. Perversionen. Der Sexualtrieb bei den Neurotikern. Partialtriebe und erogene Zonen. Erklärung des scheinbaren Überwiegens perverser Sexualität bei den Psychoneurosen. — II) Die infantile Sexualität. Die sexuelle Latenzperiode der Kindheit und ihre Durchbrechungen. Die masturbatorischen Sexualäußerungen. Die infantile Sexualforschung. Entwicklungsphasen der sexuellen Organisation. Quellen der infantilen Sexualität. — III) Die Umgestaltung der Pubertät. Das Primat der Genitalzonen und die Vorlust. Das Problem der Sexualerregung. Die Libidotheorie. Differenzierung von Mann und Weib. Die Objektfindung. — Zusammenfassung.

Wer die „Abhandlungen“ nicht kennt, kennt Freud nicht. (Strohmeyer in der „Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie“)

Die „Drei Abhandlungen“ tragen die Züge einer klassischen Darstellung an sich und werden auch von Gegnern der Psychoanalyse mit wissenschaftlichem Genuß und mit Hochachtung gelesen werden ... Ungemein feines und sicheres Gefühl für die spezifisch seelischen Probleme auf dem Gebiete der Sexualität... saubere logische Arbeit... knappes vornehmes sprachliches Gewand. („Leipziger Lehrerzeitung“)

Ich wüßte kein Werk anzuführen, das in solcher Kürze so geist- und gedankenreich die wichtigsten Sexualprobleme behandelt. Ganz neue Horizonte. (Näcke in Groß' „Arch. für Kriminalanthropologie“)

Es erübrigt sich fast, auf die grundsätzliche Wichtigkeit dieser Schrift hinzuweisen, die in gedrängter Form den Extrakt der sexualpsychologischen Lehre Freuds enthält. (Schneider, Köln, in der „Monatsschrift für Kriminalpsychologie“)

Zu beziehen durch:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien I, In der Börse

	Seite
Ernest Jones : Das Problem Paul Morphy (Zur Psychoanalyse des Schachspiels)	193
Oskar Pfister : Ein ungeschickter Schachspieler	217
Frütz Wittels : Zur Urgeschichte des Libido	223
Richard Sterba : Der Widerstand gegen die Symbolübersetzung	246
Felix Schottlaender : Henri Bergsons Gedächtnistheorie im Lichte der Psychoanalyse	259
„Das unbewußte Europa“ (Fedor Vergins Buch)	274

Soeben erschien:

Hellmuth Kaiser
FRANZ KAFKAS
IN FERNO

Eine psychologische Deutung
seiner Strafphantasie

Mark 2'50

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

*Prospekte über psychoanalytische
Literatur sendet auf Verlangen:
Internationaler Psychoanalytischer
Verlag, Wien, I., Börsegasse 11*